



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

"Diskurs über Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen in Wien zwischen 1925 und 1933/34."

Verfasserin

Ing. Michaela Maria Hintermayr

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im September 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 312

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Geschichte

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Franz X. Eder

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
1.1 Forschungsvorhaben	4
1.2. Einführung in die Suizidthematik	6
2. Methode und Quellenkorpus	18
3. Kontextanalyse	25
3.1. Presseentwicklung in der Ersten Republik	25
3.2. Tageszeitungen	30
3.3. Die Unzufriedene und Hausgehilfinnen-Zeitschriften	34
3.4. Suizidstatistiken und statistisch-sozialmedizinische Abhandlungen	38
4. Verortung der Hausgehilfin	40
5. Aussagefelder und Wissensbestände über die suizidgefährdete Hausgehilfin	50
6. Analyse der Texte – Makro- und Mikrostrukturen	56
6.1. Suizidstatistiken und statistisch-sozialmedizinische Abhandlungen	56
6.2. Tageszeitungen	65
6.3. Die Unzufriedene und Hausgehilfinnen-Zeitschriften	86
7. Zusammenfassende Analyse des Diskurses über Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen	106
8. Anhang	114
8.1. Quellen	114
8.2. Abbildungen	115
8.2. Bibliografie	115
8.3. Abstract	122
8.4. Curriculum vitae	123

„Keine Schuld ist dringender, als die, Dank zu sagen.“

Zugeschrieben Marcus Tullius Cicero (106-43 v. Chr.)

Mein Dank für die sowohl inspirierende als auch liebevolle Unterstützung während dieser Arbeit geht an meine Familie, Julia Steuerer, Astrid Oberhumer und Roman Birke. Für die Betreuung meiner Diplomarbeit möchte ich mich bei ao. Univ.-Prof. Franz X. Eder bedanken.

1. Einleitung

1.1. Forschungsvorhaben

Im Rahmen dieser Arbeit soll analysiert werden, wie in Wien zwischen 1925 und 1933/34 Wissen über die besonders suizidgefährdete Gruppe der Hausgehilfinnen produziert, repräsentiert und welche soziale Welt damit konstituiert wurde, die sich ihrerseits wieder konstitutiv zu den diskursiven Praktiken verhalten sollte. Den methodische Rahmen für diese Arbeit bildet eine „Historische Diskursanalyse“, die sich hauptsächlich an den Empfehlungen Achim Landwehrs¹ orientiert, ohne die grundsätzlichen diskurstheoretischen Überlegungen Michel Foucaults außer Acht zu lassen. Durch einen Korpus von drei Tageszeitungen, drei Hausgehilfinnen-Zeitschriften, einer Frauenzeitschrift und drei wissenschaftlichen Abhandlungen, werden mich folgende konkrete Forschungsfragen begleiten:

Wie wurde über die Hausgehilfinnen und ihr suizidales Handeln geschrieben?

Wie wurden sie dargestellt/beurteilt?

Was genau wurde berichtet?

Welche Aussagefelder kannte der Diskurs?

Welche Ursachen glaubten die ZeitgenossInnen für das Suizid-Handeln der Hausgehilfinnen erkannt zu haben und welche Konsequenzen ergaben sich daraus sowohl für die Hausgehilfinnen selbst als auch für die gesamte Gesellschaft?

Oder allgemeiner formuliert:

Welches Wissen wurde im Diskurs über die suizidgefährdete Gruppe der Hausgehilfinnen produziert und repräsentiert?

Welche soziale Wirklichkeit wurde damit erzeugt?

Im Zuge des Analyseprozesses sollen der Korpus und die daraus ausgewählten Einzeltexte hinsichtlich ihrer Kontexte, sowie Makro- und Mikrostrukturen untersucht werden, um zu sehen wie Aussagen und Signifikate produziert und repräsentiert werden. Im Rahmen der eigentlichen Analyse des Diskurses sollen dann die sich regelmäßig wiederholenden

¹ Achim Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse (Historische Einführungen 8, Tübingen ⁴2001). Achim Landwehr, Historische Diskursanalyse (Historische Einführungen 4, Frankfurt/Main 2008) 100-131.

Aussagen, die in einem strukturiert-strukturierenden Verhältnis zum Diskurs stehen, beleuchtet werden, um damit die Erkenntnisgrundlagen sowie die selbstverständlichen, unhinterfragten Wissensbestände der österreichischen Gesellschaft der 1920er und 1930er Jahre benennen zu können.²

An dieser Stelle ein kurzes Wort zu den Suizidstatistiken, die immer wieder eine erste Anlaufstelle für Forschungsvorhaben dieser Art sind. Selbstverständlich bedürfen auch sie einer Einbeziehung in diskurstheoretische und -analytische Überlegungen. Obwohl gerade sie von einer Repräsentation profitieren, die sie als unhinterfragbares Faktum inszeniert, sind sie das keineswegs, da sie – wie jedes andere Wissen auch – diskursiv hergestellt worden sind. In diesem Zusammenhang ist auf die richtungsweisenden Untersuchungen von Jack Douglas³ und von Michael MacDonald/Terence R. Murphy⁴ zu verweisen, die in ihren Arbeiten die soziale und kulturelle Konstruktion von Suizidstatistiken thematisiert haben. Aus dem oben Gesagten ergibt sich, dass sowohl der Modus der Erhebung als auch die Präsentation und Rezeption unbedingt mitberücksichtigt werden müssen. Am Beispiel der Registrierung von suizidalen Handlungen zeigt sich besonders gut, wie Diskurs und soziale Praktik ineinander greifen und aufeinander wirken, da ohne eine vorher diskursiv hergestellte Übereinkunft, was denn eigentlich unter einem Suizid oder einem Suizidversuch zu verstehen ist, die Erfassung der Fälle gar nicht möglich wäre. Von den tatsächlich erfassten Fällen und deren Interpretation und Präsentation hängt wiederum ab, wie über den Suizid und den Suizidversuch gesprochen und welche soziale Welt damit konstituiert werden kann. Da im Rahmen dieser Arbeit immer wieder auf Begriffe der Suizidstatistik zurückgegriffen werden muss, sollen die wichtigsten kurz vorgestellt werden:

- Mit dem Überbegriff der „suizidalen Handlung“ ist sowohl der Suizid als auch der Suizidversuch angesprochen, er vereint also beide Handlungsoptionen.
- Der Terminus der „Suizidalität“ beschreibt den Zustand der Suizidgefährdung.
- Die „Suizidrate“ gibt an, wie viele Menschen, bezogen auf eine Population von 100.000, suizidale Handlungen begangen haben. Diese Maßzahl wurde eingeführt, um Bevölkerungen und Bevölkerungsentwicklungen besser vergleichen zu können.

² Landwehr, Historische Diskursanalyse, 129.

³ Jack Douglas, *The Social Meanings of Suicide* (Princeton 1967).

⁴ Michael MacDonald, Terence R. Murphy, *Sleepless Souls. Suicide in Early Modern England* (Oxford Studies in Social History, Oxford 1990).

2. Einführung in die Suizidthematik

Das nachstehende Kapitel soll über historische und aktuelle Ergebnisse der Suizidforschung orientieren, einen kurzen Einblick in die Diskursgeschichte der suizidalen Handlung geben und den spezifischen Kontext des österreichischen Suiziddiskurses vorstellen. Wie für viele andere europäische Länder zu Beginn des 20. Jahrhunderts nachweisbar⁵, gab es auch in Österreich eine lebhafte Diskussion des Suizidthemas. Der Hintergrund dieses Diskurses lag in der Tatsache, dass Europa im späten 19. Jahrhundert das niedrige vormoderne Suizidniveau verließ und das höhere, moderne Niveau erreichte.⁶ Dem Zahlenmaterial Norbert Ortmayrs⁷ folgend, lässt sich feststellen, dass Österreich ab 1871 in eine Phase der rasch wachsenden Suizidzahlen eintrat. Dieses deutlich erhöhte Niveau blieb dann bis zum 1. Weltkrieg relativ stabil. In den Kriegsjahren sank die Suizidrate, um im Jahr 1919 einen neuerlichen Zuwachs zu erleben und danach wieder abzusinken. Mit 1923 setzte ein kontinuierlicher und als massiv einzustufender Anstieg ein, der der Zwischenkriegszeit ihren Stempel als Phase extrem hoher Suizidalität aufdrückte. Eine vorläufige Klimax wurde im Jahr 1932 erreicht, die bis dato nur mehr im Jahr 1945 deutlich übertroffen wurde. Hatten schon die Soldaten der k.u.k. Armee sehr hohe Suizidraten gehabt, so setzte sich diese Entwicklung für diese Personengruppe auch in der Ersten Republik fort. Eine zweite überaus häufig davon betroffene Gruppe waren die Hausgehilfinnen, die Gegenstand dieser Untersuchung sein werden. Der wissenschaftliche und künstlerische Suiziddiskurs wurde von einer regen Berichterstattungspraxis in den Medien begleitet. Indirekt könnte sogar die Werbewirtschaft an diesem Diskurs teilgenommen haben. Für die untenstehende Bewerbung des Malzgetränkes „Ovomaltine“ als ein Stärkungsmittel für den „Daseinkampf“, könnte nämlich neben dem Wissen um den gesellschaftlichen Umbruch und die schwache Wirtschaftslage auch die Kenntnis der hohen Suizidraten eine Rolle gespielt haben. Das Inserat war 1927 im „Kleinen Blatt“ abgedruckt worden und zwar genau in jener Rubrik, in der das Medium üblicherweise über Suizide und Suizidversuche berichtet hat. Es hatte folgenden Wortlaut:

⁵ Siehe für Frankreich etwa: Ben-El-Mouffok Abderrahman, *Du Suicide émotif et du suicide non pathologique* (Paris 1933). Siehe für Deutschland etwa: Julie Dorothea Wessinger, *Ueber den Selbstmord bei Frauen in den ersten zehn Jahren nach dem Kriege* (Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Medizinischen Doktorwürde an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1933). Siehe für Großbritannien etwa: Robin Fedden, *Suicide. A Social and Historical Study* (London 1938).

⁶ Norbert Ortmayr, *Selbstmord in Österreich 1819-1988*. In: *Zeitgeschichte* 17/5 (1990) 222. Der Anstieg der Suizide muss allerdings auch in Korrelation mit der enormen Bevölkerungszunahme gesetzt werden, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattfand und wohl auch mit der Weiterentwicklung der statistischen Erhebung von suizidalen Handlungen.

⁷ Ebd., 209-225.

„Angst vor dem Leben. Ein Grossteil der Menschen hat vor dem Leben Angst, und wenn wir bedenken, was für Anforderungen der Daseinskampf an jeden von uns stellt, so ist diese Angst nicht einmal verwunderlich. Dabei hat aber derjenige die grösste Aussicht auf Erfolg, der seine Aufgabe mit Gelassenheit und Zuversicht anpackt. Die Angst bildet ein schweres Hemmnis. Eines der besten Mittel gegen die zermürenden Einflüsse der täglichen Sorgen ist die kraftspendende Ovomaltine-Ernährung. Ovomaltine. Natürliche Kraftnahrung führt dem Körper in leicht verdaulicher Form gerade alle die Nährstoffe zu, die ihn gesund erhalten und Ersatz für verbrauchte Energie bieten. Ovomaltine ist der ernährungswissenschaftlich vollständige, vitaminreiche Extrakt wertvoller Nahrungsmittel und hilft dem Gesunden seine Energie bewahren, dem Kranken, sie wieder gewinnen.“⁸

Zur Anheizung der Suiziddiskussion, vor allem in öffentlicher Hinsicht, dürften die Suizide von prominenten österreichischen Persönlichkeiten, wie etwa Kronprinz Rudolf, Otto Weininger, Viktor Tausk u. a., beigetragen haben, da über diese Fälle besonders prominent und intensiv berichtet und diskutiert wurde.⁹ Im Zusammenhang mit diesem Thema, wurde aber auch erörtert, welche Auswirkungen dieser ausgeprägte Diskurs auf das tatsächliche Suizidgeschehen haben könnte. Denn spätestens seit der Erscheinung von Johann Wolfgang von Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“ und den mit dieser Publikation in Verbindung gebrachten Imitationssuiziden, drängte sich der Verdacht auf, dass eine (zu) genaue Fallerörterung Menschen zu suizidalen Handlungen animieren könnte. Auch Emil Szitty, der Autor der 1925 erschienen Schrift „Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker“¹⁰, diskutiert in seiner Arbeit dieses Thema und verweist darin auf den Berner Theologieprofessor Ferdinand Friedrich Zyro, der meint, dass keine Selbsttötung publik gemacht werden sollte, sondern nur der obersten Erziehungsbehörde und der Justizbehörde unter Angabe von Art und Weise sowie der wahrscheinlichsten Ursache gemeldet werden sollte.¹¹ Wie sieht es nun aber in praxi mit diesem nach Goethes Roman benannten, angeblich suizidfördernden „Werther-Effekt“ aus? Tatsächlich wurde dieses Phänomen in einer Reihe von epidemiologischen Studien bestätigt, unter anderem von Gernot Sonneck und seinen KollegInnen in ihrer Untersuchung über U-Bahn-Suizide in Wien.¹² Im Zeitraum von 1984 bis Mitte 1987 hatte es

⁸ Anzeige für das Produkt Ovomaltine, Angst vor dem Leben, Das Kleine Blatt, 8.5.1927, 8.

⁹ Im Zeitraum zwischen 1889 und 1939 nahmen sich neben Kronprinz Rudolf (1889) auch Otto Weininger (1903), Ludwig Boltzmann (1906), Ferdinand von Saar (1906), Richard Gerstl (1908), Ludwig Hevesi (1910), Alfred Redl (1913), Georg Trakl (1914), Viktor Tausk (1919), Eva May (1924), Paul Kammerer (1926), Paul Ehrenfest (1933), Emil Fey (1938), Egon Friedell (1938), Stefan von Müller (1938), Odo Neustädter-Stürmer (1938) und Sigmund Freud (1939) das Leben bzw. wurde das von den Zeitzeugen vermutet.

¹⁰ Emil Szitty, Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker (Wien u. a. 1985) 366.

¹¹ Ebd. 399.

in Wien.¹² Im Zeitraum von 1984 bis Mitte 1987 hatte es eine massive Zunahme solcher Selbsttötungen in der Hauptstadt gegeben. Das Team um Sonneck ging davon aus, dass es sich hier um Imitationssuizide in Folge der extensiven und detaillierten medialen Berichterstattung handelte. Sie entwickelten daraufhin Richtlinien zur medialen Berichterstattung, damit das Identifikationsangebot und der Imitationsanreiz ausbleibt. Und tatsächlich reduzierte sich nach Anwendung dieser Empfehlungen die Zahl der Wiener U-Bahn-Suizide erheblich. Laut dem österreichischen „Leitfaden zur Berichterstattung über Suizid“ sollten Angaben zur Identität der SuizidentInnen, zur Suizidmethode und zum Ort des Geschehens, Motivspekulationen und eine Bewertung der suizidalen Handlung vermieden werden.¹³ Wenn man die mediale Berichterstattung über suizidale Handlung in der österreichischen Zwischenkriegszeit analysiert, fällt schnell auf, dass häufig genau wider diesen Empfehlungen berichtet wurde. So wurden Identitäten mitunter vollkommen enthüllt, wenn der Wohnort, der genaue Name, das Alter und der Beruf publik gemacht wurden. Darüber hinaus blühten auch Motivspekulationen und moralische Verurteilungen des Geschehens.

Den Hintergrund für die Negativ-Bewertung des Suizids bildet vor allem die Position der Kirche, in der sich beginnend mit Augustinus von Hippo die Auffassung durchgesetzt hatte, dass Selbsttötungen zu verdammen sind.¹⁴ Die Sanktionierung dieser Handlung setzte mit der auf dem Konzil von Orléans (533 n. Chr.) erlassenen Bestimmung ein, dass SuizidentInnen wie MörderInnen zu beerdigen sind, d. h. ohne Liedbegleitung und Fürbitten.¹⁵ Auf dem Konzil von Braga (563 n. Chr.) wurde dann die Totenmesse verboten und auf dem Konzil von Nîmes (1284) wurde noch zusätzlich bestimmt, dass SuizidentInnen nicht in geweihter Erde zu beerdigen sind.¹⁶ Dieses Beerdigungsverbot sollte in Österreich bis zum Jahr 1873 aufrecht erhalten werden.¹⁷ Das heißt allerdings nicht, dass vor Abschaffung dieser Sanktion eine Beerdigung auf dem Friedhof gänzlich unmöglich gewesen wäre. Ausnahmen wurden in der Regel dann gewährt, wenn bewiesen

¹² Gernot Sonneck, Elmar Etzersdorfer, Sibylle Nagel-Kuess, Imitative suicide on the Viennese subway. In: Social Science and Medicine 38 (1994) 453-457.

¹³ Gerald Tomandl, Gernot Sonneck, Claudius Stein, Leitfaden zur Berichterstattung über Suizid (Wien 2008), online unter < <http://www.suizidpraevention.at/pdf/leitfaden.pdf> > 16.06.2010.

¹⁴ Dabei wurde die Tatsache ignoriert, dass die Bibel kein explizites Suizidverbot enthält.

¹⁵ Vera Lind, Selbstmord in der Frühen Neuzeit. Diskurs, Lebenswelt und kultureller Wandel am Beispiel der Herzogtümer Schleswig und Holstein (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 146, Göttingen 1999) 26.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Eine erste Aufhebung war bereits 1850 angeordnet worden, die aber nach einer Phase von fünf Jahren aufgrund des Konkordats wieder zurückgenommen werden musste. Die Rücknahme dieser Regelung führte dazu, dass wieder nur bei Unzurechnungsfähigkeit eine Bestattung in geweihter Erde gewährt wurde.

werden konnte, dass die SuizidentIn unzurechnungsfähig gewesen war. Da im für die Zwischenkriegszeit gültigen Codex Iuris Canonici von 1917 ein christliches Begräbnis jedoch nach wie vor abgelehnt wurde, außer man hatte vor seinem Tod Anzeichen von Reue gezeigt, mussten die Angehörigen auf einen „kulanten“ Pfarrer hoffen, der dieses Gebot umging.¹⁸

Neben dem alltäglichen, nicht-wissenschaftlichen Sprechen über Suizide und Suizidversuche, dem sogenannten Interdiskurs, gab es wie schon erwähnt auch einen wissenschaftlichen Spezialdiskurs, der grundlegend von zwei Positionen geprägt worden war.¹⁹ Hier ist einerseits auf die Position Jean Etienne Dominique Esquirols hinzuweisen, der 1838 behauptet hatte, dass SuizidentInnen geisteskrank sind²⁰ und andererseits auf die soziologische Position von Emile Durkheim²¹ und seinen Kollegen Enrico Morselli und Tomáš Garrigue Masaryk. Durkheim und Morselli hatten den Suizid nämlich als „fait social“²² bzw. als „fatto sociale“²³ interpretiert und auch Masaryk schlug mit seiner Deutung als „sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation“²⁴ in die selbe Kerbe. Der Pathologisierung des Suizids, hauptsächlich betrieben von Psychiatrie und Psychologie, stand also die Soziologisierung dieser Handlung gegenüber. Die Behauptung Durkheims, dass suizidale Handlungen ein sozial geprägtes und verursachtes Phänomen sind, hatte neben der eigentlichen Feststellung noch weitreichendere Folgen, da mit dieser These überhaupt erst die Begründung der Soziologie als eigenständige Disziplin gelang. Der Moralstatistiker Morselli bediente aber nicht nur das soziologische Paradigma, sondern erweiterte den pathologischen Diskurs um eine biologistische bzw. darwinistische Facette. In seiner großen Suizidschrift „Il suicido“ stellte er eine Verbindung zwischen einer landesspezifischen Selbst-

¹⁸ 1917 CIC 1240 § 1. Ecclesiastica sepultura privantur, nisi ante mortem aliqua dederint poenitentiae signa. 1917 CIC 1240 § 1 n. 3 Qui se ipsi occiderint deliberato consilio. Codex Iuris Canonici 1917, Universität Luzern, Theologische Fakultät, online unter < http://www.unilu.ch/files/cic_1917_7810.doc > 31.5.2010.

¹⁹ Diese Einteilung folgt der Diskurstheorie von Siegfried Jäger. Jener unterscheidet zwischen den Spezialdiskursen (der Wissenschaft/en) und dem Interdiskurs, zu dem alle nicht-wissenschaftlichen Diskurse gehören, in welchen aber die Elemente aus den Spezialdiskursen diffundieren. Zur weiteren Ausdifferenzierung hat Jäger noch die analytischen Kategorien Diskursstrang, -fragment und -ebene eingeführt. Siehe dazu: Siegfried Jäger, Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung (Edition DISS 3, Münster ⁴2004) 159-163.

²⁰ Jean Etienne Dominique Esquirol, Des maladies mentales (Paris 1838).

²¹ Emile Durkheim, Le suicide. Etude de sociologie (Paris 1897).

²² Ursula Baumann, Selbsttötung und die moralische Krise der Moderne. Durkheim und seine Zeitgenossen. In: Andreas Bähr, Hans Medick (Hg.), Sterben von eigener Hand. Selbsttötung als kulturelle Praxis (Köln u. a. 2005) 115-136, hier 121.

²³ Heinrich Morselli (germ.), Der Selbstmord. Ein Kapitel aus der Moralstatistik (Internationale Wissenschaftliche Bibliothek 50, Leipzig 1881) 314.

²⁴ Tomáš Garrigue Masaryk, Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation (Wien u. a. 1881) 87.

mordrate und dem Entwicklungsstand der jeweiligen Gesellschaft her und kam dabei zum Schluss, dass die Selbsttötung eine Folge des Kampfes um das Dasein sei:

„Die gänzliche Beseitigung der unfähigen Individuen, welche die vorteilhaftern Eigenschaften fortzupflanzen nicht im Stande sind, ist das Endergebnis; so in der Tierwelt, so auch in den Kämpfen der Völker. Aber bei den höheren Rassen und Individuen sind die Folgen der Niederlage nicht so einfacher Art. Man geht fehl, wenn man die socialen Leiden, wie Armuth, Krankheiten, Prostitution, Irrsinn, Selbstmord für zufällige und vermeidbare hält; wer die wirkliche Natur dieser Verhältnisse tiefer untersucht, wird vielmehr finden, dass sie die Folgen desselben Gesetzes der Evolution sind, dem alle lebenden Wesen unterliegen, und dessen Zweck für die Thiere Erreichung leiblichen Wohls, für den Menschen jene leibliche und geistige Vollkommenheit ist, auf welche die Natur unbewusst hinarbeitet und welche von den Metaphysikern als der unbestimmte Zustand der Glückseligkeit definirt wird. Jene socialen Uebel repräsentiren das unumgängliche Ergebniss des Kampfes ums Dasein.“²⁵

Wenn auch der Suizid ein nachrangiges Thema der noch jungen, modernen Psychologie war²⁶, so schritt auch dort die Theorieentwicklung voran. So war es Sigmund Freud selbst gewesen, der die „Melancholie“, einen wichtigen Vorläuferbegriff für das Krankheitsbild der „Depression“, in seiner Schrift „Trauer und Melancholie“ ausführlich expliziert hatte. In dieser 1917 publizierte Arbeit hatte Freud darüber hinaus das trinitäre Auftreten von aggressivem Verhalten, Melancholie und suizidalem Handeln aufgezeigt und die Selbsttötung als pathologische Normabweichung klassifiziert.²⁷ In der rezenten medizinisch-psychologischen Forschung wird heute davon ausgegangen, dass eine psychische Störung, hierbei besonders die depressive, der größte Risikofaktor für eine suizidale Handlung ist. Eine aktuelle US-Meta-Studie bei der 27 Einzelstudien durchgesehen worden sind, kam zum Ergebnis, dass bei 87,3 % aller Fälle eine „mental disorder“ vorlag.²⁸ Das bereits angesprochene Pathologisierungsparadigma steht in der Ersten Republik zwar zur Diskussion, dennoch kann es weder im Diskurs der Wissenschaft und noch viel weniger im Interdiskurs als durchgesetzt betrachtet werden.

²⁵ Morselli, Der Selbstmord, 321-322.

²⁶ Reinhard Bobach, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung (Suizidologie 16, Regensburg 2004) 14.

²⁷ Sigmund Freud, Trauer und Melancholie (1917), Projekt Gutenberg-DE, online unter < <http://www.textlog.de/freud-psychoanalyse-trauer-melancholie-psychologie.html> >, 20.3.2010.

²⁸ Geneviève Arsenaault-Lapierre, Caroline Kim, Gustavo Turecki, Psychiatric diagnoses in 3275 suicides: a meta-analysis (McGill Group for Suicide Studies, Douglas Hospital Research Centre, Department of psychiatry, McGill University Montreal) online unter <<http://www.biomedcentral.com/1471-244X/4/37>> 29.4.2010.

Die nachstehenden Ausführungen des Juristen Maximilian Kössler aus dem Jahr 1925 orientieren recht gut über den Stand des wissenschaftlichen Diskurses, der sich zwischen der soziologischen, der psychologischen und der biologistischen Position bewegt:

„Während nämlich die einen behaupten, der Selbstmord bewiese für sich allein keineswegs den geisteskranken Zustand des betreffenden Individuums, ein Selbstmord könne auch bei voller Überlegung und ungetrübter Geisteskraft verübt werden, behaupten andere, daß man auch abgesehen von jenen Fällen, in denen der Selbstmord als Folge gewisser Krankheitsformen, der Depression, des zirkulären Irreseins, der Melancholie und verwandter Seelenstörungen, der Trinkerangst, der Verstimmung der Epileptiker auftritt, zwischen Ursache und Anstoß zum Selbstmord unterscheiden müsse. Das, was als die Ursache eines normalen Menschen erscheine, sei in Wirklichkeit der Anstoß, die Ursache dagegen liege in einer Veranlagung, einer Prädisposition zur Selbstmordhandlung, bei deren Fehlen der gleiche äußere Anstoß nicht den Selbstmord ausgelöst hätte.“²⁹

Dem Pathologisierungsparadigma sollte es erst im späteren Verlauf des 20. Jahrhunderts bestimmt sein, sich durchzusetzen. In der Zwischenzeit ist es laut Ian Marsh so dominant geworden, dass es als Wahrheit gilt:

“Suicide is now read, almost always, as a tragedy, one caused primarily by pathological processes internal to the individual that requires expert diagnosis and management. Such is the dominance of this position that it is possible to speak here of a contemporary ‘regime of truth’, one centring on a compulsory ontology of pathology in relation to suicide.”³⁰

Wie bei anderen Diskursen, die eine hegemoniale Position erreichen konnten, war dazu die Zurückdrängung anderer Bedeutungen des Suizids notwendig gewesen. In konkreten Fall bedeutet das, dass die soziologische Lesart des Suizids, die zwischen 1880 und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts vorherrschend gewesen war, von einer hegemonialen Position in eine subalterne wandern musste.

Psychiatrie und Psychologie waren auch in ihrer frühen Zeit nicht nur an der Theorieentwicklung interessiert, sondern gleichermaßen therapeutisch aktiv. So wurden im Psychiatrischen Krankenhaus auf den Steinhofgründen, das 1907 errichtet worden war, auch Überlebende von Selbsttötungshandlungen betreut. Lag zusätzlich noch eine Alkoholabhängigkeit vor, wurden die PatientInnen häufig in das nebenan liegende, ebenso neu errichtete

²⁹ Maximilian Kössler, Selbstmord und Tötung auf Verlangen. Eine strafrechtliche Studie (Wien u. a. 1925) 37.

³⁰ Ian Marsh, Suicide. Foucault, History and Truth (Cambridge 2010) 4.

Entwöhnungszentrum überwiesen, da auch schon zu diesem Zeitpunkt ein Konnex zwischen Selbsttötungshandlungen und Alkoholismus vermutet worden war bzw. es leichter erschien eine Alkoholsucht zu kurieren als suizidales Verhalten.³¹ Die Beziehung zwischen Alkoholismus und Selbsttötung war etwa schon in der 1895 erschienen Schrift „Trunksucht und Selbstmord“ des deutschen Arztes Friedrich Prinzing gründlich ausgeleuchtet worden.³² Bemerkenswert ist auch, dass die Wiener Rettungsgesellschaft bereits 1910 eine Betreuung für die Überlebenden von suizidalen Handlungen anbot, davor war schon eine Behandlung in der Psychiatrischen Abteilung des Wiener Allgemeinen Krankenhauses möglich gewesen.³³ Der Wiener Schriftsteller Wilhelm Börner gründete dann 1928 eine Lebensmüdenstelle im Kontext der „Ethischen Gemeinde Wien“, der er von 1919 bis 1939 vorstand. Börner zählte zu den wichtigsten österreichischen ProtagonistInnen der freireligiösen Moralpädagogik und der Friedensbewegung. Diese Orientierung spiegelte sich auch in der „Ethischen Gemeinde Wien“ wider, deren Ziel die Verbreitung moralphilosophischer Erkenntnisse und die Etablierung einer konfessionslosen Seelsorge war. Die „Lebensmüdenstelle“ hatte rund 60 ehrenamtliche MitarbeiterInnen, darunter so prominente Namen wie August Aichhorn, Charlotte Bühler, Rudolf Dreikurs, Viktor Frankl, Erwin Wexberg.³⁴ Die Stelle hatte eine Vorbildwirkung über Österreich hinaus, da nach ähnlichem Muster solche Betreuungseinrichtungen auch in Ungarn, Deutschland und der Tschechoslowakei entstanden. Im Jahr zuvor, 1927, war schon das Fürsorgeamt der Wiener Polizeidirektion aktiv geworden und hatte ein Betreuungsprogramm für Überlebende von Suizidversuchen konzipiert. 1937-38 richtete dann die Caritas Wien eine Fürsorgestelle für Überlebende ein. 1948 gründete schließlich Erwin Ringel das Suizidpräventionszentrum, das bis heute existiert, seit 1975 aber unter dem Namen „Kriseninterventionszentrum“ firmiert.

Die bereits angesprochene Pathologisierung des Suizides hatte neben der Säkularisierung zu seiner Entkriminalisierung³⁵ beigetragen. In der 1925 erschienen Schrift „Selbstmord und Tötung auf Verlangen. Eine strafrechtliche Studie“³⁶ des Juristen Maximilian Kössler

³¹ William Bowman, Despair unto Death? Attempted Suicide in Early 1930s Vienna. In: Austrian History Yearbook 39 (2008) 147-149.

³² Friedrich Prinzing, Trunksucht und Selbstmord und deren gegenseitige Beziehungen. Nebst einem statistischen Anhang (Leipzig 1895).

³³ Gernot Sonneck, Thomas Niederkrotenthaler, Zum österreichischen Suizidpräventionsplan. In: Spektrum Psychiatrie 2 (2008) 32-35, hier 32. Online unter <<http://www.suizidpraevention.at/pdf/suizidpraeventionsplan.pdf>> 27.8.2010.

³⁴ Gernot Sonneck, Zur Entwicklung der Krisenintervention. In: Suizidprophylaxe 35/1 (2008) 14.

³⁵ In Österreich 1803 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen, 1859 endgültig entkriminalisiert.

³⁶ Kössler, Selbstmord und Tötung auf Verlangen.

zeigt sich, dass die grundsätzliche Straffreiheit der suizidalen Handlung in der Ersten Republik kaum noch ein Thema war, tatsächlich war es schon so weit, dass die „Nebenerfelder“ der Selbsttötung, wie Beihilfe und Tötung auf Verlangen, einer strafrechtlichen Diskussion unterzogen werden konnten. Neben dieser Liberalisierung zeigt sich aber auch, dass der Suizid- bzw. Sterbehilfediskurs sich schon mit dem eugenischen bzw. dem euthanasischen Diskurs verquickt hatte. So fordert Kössler eine Legalisierung der „Sterbehilfe“ für jene Fälle

„ ... wo lebensunwilliges Leben gleichzeitig lebensunfähiges Leben, oder in der Terminologie Bindings lebensunwertes Leben ist ... (da es, Anm. M.H.) eine durch nichts gerechtfertigte Härte der Gesetzgebung (wäre, Anm. M.H.), diesen so schwer Leidenden, welche als produktive Staatsbürger nicht mehr in Betracht kommen, an deren Erhaltung, also die Gemeinschaft ein egoistisches Interesse nicht mehr besitzt, die ihrer Umgebung eher zu Last fallen, den erlösenden Tod zu verweigern, wenn sie ihn selbst verlangen.“³⁷

Sowohl die generell hohe Suizidrate als auch jene spezifischer Gruppen wurde in der Zwischenkriegszeit u. a. als Strategie eingesetzt, um politische, wirtschaftliche und soziale Veränderungen einzufordern. Hinsichtlich der politischen Beschäftigung mit dem Thema soll der Hinweis auf die Karl Marx' Schrift „Vom Selbstmord“³⁸ von 1846 nicht unterlassen werden. Allerdings dürfte laut Jürgen Brunner eine zeitnahe Rezeption des Werkes weitgehend ausgeblieben sein.³⁹ Reinhard Bobach stellt hingegen den Text in eine Reihe mit den stark diskursprägenden Werken von Emile Durkheim, Enrico Morselli und Tomáš Garrigue Masaryk.⁴⁰ Für Brunners Sicht der Dinge spricht, dass der Marx-Text zu Lebzeiten seines Autors keine weiteren Publikationen erlebte und dass er in deutscher Sprache erst 2001 wieder editiert wurde.⁴¹ Eine tiefergehende rezeptionsgeschichtliche Forschung zu diesem Werk wäre also dringend notwendig. Nichtsdestotrotz soll hier ganz kurz der Standpunkt des Marx'schen Werkes erläutert werden. Ähnlich wie bei Sigmund Freud und Emile Durkheim ging es Marx kaum um den Suizid selbst, vielmehr diente ihm das Suizidgeschehen zur Formulierung von Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft und Familie sowie an der Unterdrückung der Frauen. Es gilt unbedingt darauf hinzuweisen, dass es sich nur in geringem Ausmaß um einen Originaltext von Marx handelt. Tatsächlich hat er den

³⁷ Ebd.

³⁸ Karl Marx, Vom Selbstmord (Hrsg. von Eric A. Plaut, Kevin Anderson, Köln 2001).

³⁹ Jürgen Brunner, Rezension von Reinhard Bobach, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung (Regensburg 2004). In: sehepunkte 6/5 (2005), online unter <<http://www.sehepunkte.de/2005/06/8398.html>> 27.4.2010.

⁴⁰ Bobach, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung, 17.

⁴¹ Brunner, Rezension von Bobach, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung, online unter <<http://www.sehepunkte.de/2005/06/8398.html>> 27.4.2010.

Großteil aus Jacques Peuchets⁴² Schrift „Du suicide et de ses causes“ entnommen, die 1838 im Rahmen der „Mémoires tirés des archives de la police de Paris“ erschienen ist.⁴³ Marx hat den Peuchet-Aufsatz, der hauptsächlich eine Ansammlung von Suizidfällen und Anmerkungen des Autors ist, übersetzt, exzerpiert und kommentiert.

Was nun die bereits angesprochene Instrumentalisierung des Suizidgeschehens angeht, so lassen sich nicht wenige Quellen finden, die diese These untermauern. So spricht etwa schon der Titel der Schrift von Siegfried Strakosch „Der Selbstmord eines Volkes. Wirtschaft in Österreich“ (1922) Bände.⁴⁴ Der Autor hat im 1. Weltkrieg dem Amt für Volksernährung vorgestanden und war ein Anhänger der Wirtschafts- und Finanzpolitik des Bundeskanzlers Ignanz Seipel. Im Buch hat er scharfe Kritik an der österreichischen Finanz- und Budgetpolitik seit dem Ende der Monarchie geübt. Ebenso in den Bereich der politischen Instrumentalisierung fällt die Schrift von Karl Jaray, „Der Selbstmord der Menschheit“ (1933), in der er vergeblich warnt, dass die nächste Kriegskatastrophe schon im Heraufziehen ist.⁴⁵ Karl Jaray war Mitglied des „Österreichische Komitee gegen den drohenden Krieg“, das die imperialistische Politik anprangerte und auf die damit verbundenen Gefahren hinwies. Jaray war sich sicher, dass der kommende Krieg und die neuen militär-technologischen Entwicklungen schreckliche Folgen für die Zivilbevölkerung haben werden. Auch in Deutschland war das politische „Potential“ einer hohen Suizidrate erkannt worden, so schreibt Oskar Kanehl in einem, die bürgerliche Klasse angreifenden, Artikel von 1925: „Blut und Mussolini, so lautet das Verzweiflungsprogramm der bürgerlichen Klasse. Die Zahl der Arbeitslosen steigt schneller als die Berichterstattung folgen kann. Betriebsstillegungen, Konkurse, Kurzarbeit, Selbstmordepidemie“.⁴⁶ Oskar Kanehl war ein bedeutender deutscher expressionistischer Dichter, Schriftsteller und Herausgeber, der dem kommunistischen Spektrum angehörte und oft in Franz Pfemferts Zeitschrift „Die Aktion“ publizierte. An Kanehls Worten lässt sich deutlich der diskursive Zusammenhang von „Selbsttötung“ und „sozialer Frage“ nachvollziehen, den auch schon Ursula Baumann fest-

⁴² Jacques Peuchet (1760-1830) war ein Schriftsteller und Ökonom, der bis 1827 den Posten eines Archivbewahrs der Polizeipräfektur zu Paris innehatte.

⁴³ Jacques Peuchet, *Mémoires tirés des archives de la police de Paris. Pour servir à l'histoire de la morale et de la police, depuis Louis XIV jusqu'à nos jours* (Tome IV, Paris 1838).

⁴⁴ Siegfried Strakosch, *Der Selbstmord eines Volkes. Wirtschaft in Österreich* (Wien 1922).

⁴⁵ Karl Jaray, *Der Selbstmord der Menschheit* (Österreichisches Komitee gegen den drohenden Krieg, Wien 1933).

⁴⁶ Oskar Kanehl, *Schrei nach Blut und Mussolini*. In: *Die Aktion*, 15. Jg. Heft 12 Nr. 23/24 (1925) 646-648, hier 647.

gestellt hat.⁴⁷ Auch die Ärztin Julie Dorothea Wessinger weist in der Einleitung ihrer Inaugural-Dissertation von 1933 auf die wirtschaftliche Umgestaltung als einen suizidfördernden Faktor. Aber sie nennt auch eine Reihe weiterer Gründe, die einen ersten Einblick in die Komplexität des Diskurses geben. Wessinger beschäftigt sich in ihrer Arbeit speziell mit der überproportional wachsenden Suizidalität der Frauen; eine Dynamik, die mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eingesetzt und auch Wien erfasst hatte.⁴⁸ Zur Erklärung dieses Umstands greift Wessinger auf den spezifischen Wissensbestand ihrer Zeit zur Rolle bzw. Sozialisation der Frau zurück und identifiziert die weibliche Emanzipation und die Säkularisierung als Ursachen für das Hochschnellen der Suizidziffern:

„Lange Zeit hindurch, im Mittelalter, wußte das Christentum die Selbstmordneigung zu unterbinden, trotzdem sich auch damals politische, wirtschaftliche und soziale Schwierigkeiten boten. Bemerkenswert ist, daß damals Selbstmord bei Frauen selten vorkam, gerade auf sie konnte die Kirche den größten Einfluß ausüben; die Frau mit ihrer größeren Phantasie und starkem inneren Empfindungsleben und Leitbarkeit konnte sich ganz dem religiösen Ideen hingeben, frühzeitig sorgte schon die Erziehung dafür. Zudem stand die Frau dem ganzen öffentlichen Wirtschaftsleben fern und hatte nur ihren häuslichen Kreis, in dem sie ganz aufging. Für jeden inneren Zwiespalt bot die Kirche ihr hinreichend Trost. Mit der Renaissance und der Reformation wird der Selbstmord häufiger, und endlich bringt die wirtschaftliche Umgestaltung wirtschaftliche Nöte mit sich, die in der Neuzeit die Zahl der Selbstmorde anschwellen lassen.“⁴⁹

Daraus und aus vielen anderen Werken geht hervor, dass im Suiziddiskurs regelmäßig Gesellschafts- und Moralkritik formuliert wurde. In diesem Kontext überrascht es nicht, dass die Suizidrate bis in die jüngste Zeit als eine Maßzahl für den gesellschaftlichen Verfall interpretiert wurde.⁵⁰ Ganz typisch für den Suiziddiskurs ist also die Frage nach dem Motiv, mit der auch die Frage einer möglichen individuellen oder gesellschaftlichen „Schuld“ einhergeht. Die heute dominante These, dass suizidale Menschen pathologisch sind, schiebt der Krankheit die „Schuld“ zu, allerdings scheint dieses Paradigma einen unerklärlichen

⁴⁷ Baumann, Selbsttötung und die moralische Krise der Moderne. In: Bähr, Medick (Hg.), Sterben von eigener Hand, 116.

⁴⁸ **Tabelle Geschlechterverhältnis:**

Zeitraum	In Wien kamen auf 100 männliche suizidale Handlungen x weibliche
1893-1900	32
1900-1908	48
1926-1930	107

Diese Entwicklung ist vor allem auf das Ansteigen der Suizide bei jungen Frauen zurückzuführen, so gab es in Wien 1909/13 pro 100.000 Frauen im Alter von 15-20 Jahren 33 Suizidfälle, 1929 war dieser Wert bereits auf 75 gestiegen. Siehe dazu: Sigismund Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung. In: Allgemeines Statistisches Archiv. Organ der Deutschen Statistischen Gesellschaft, Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungsprognosen (Band 22, Rubrik A, Jena 1932) 343-364, hier 344-345.

⁴⁹ Wessinger, Ueber den Selbstmord bei Frauen in den ersten zehn Jahren nach dem Kriege, 3.

⁵⁰ Udo Grashoff, „In einem Anfall von Depression ...“ Selbsttötungen in der DDR (Berlin 2006) 17.

Rest zu hinterlassen. Denn wenn die These des „Krankhaften“ alles erklären könnte, dann wäre eine Motivsuche außerhalb des pathologischen Bereichs nicht mehr notwendig. Die Realität zeigt hingegen aber, dass das Nachforschen außerhalb des Bereichs der psychischen Störungen nach wie vor von hoher Relevanz ist. Diese Beobachtung korreliert durchaus mit den Ergebnissen der aktuellen Suizidforschung, da selbst dort davon ausgegangen wird, dass es einen geringen Prozentsatz an Menschen gibt, bei denen trotz erfolgter suizidaler Handlung, keine psychische Störung diagnostiziert werden kann. Dass Klassifizierungen von psychischen Störungen und Diagnoserichtlinien selbst diskursiv hergestellt werden, dürfte im Rahmen dieser Arbeit selbstredend sein.

Was das Suizidverhalten von Frauen angeht, so wird dieses von der Gesellschaft anders bewertet als jenes von Männern.⁵¹ Christina Rachor weist daraufhin, dass es hier eine spezifische Dichotomie gibt, die einerseits den „typisch“ weiblichen Suizidversuch mit dem Kontext von Affekt und Emotion kennt und andererseits den „typisch“ männlichen Suizid mit dem Kontext von Ratio und Planung.⁵² Howard Kushner hat mit „Women and Suicide in Historical Perspective“ einen Beitrag vorgelegt, der diese gängigen Annahmen zur weiblichen Suizidalität historisch prüft. Anhand von nordamerikanischem Quellenmaterial aus dem 19. Jahrhundert gelang es ihm, den Suizidversuch als typisch weibliches, weiche Suizidmethoden bevorzugendes Verhalten nachhaltig in Frage zu stellen.⁵³ Charles Neuringer stellte 1982 in „Suicidal Behavior in Women“ fest, dass sich traditionell fünf Erklärungsmuster für weibliche Suizidalität finden lassen, die zwei Theoriesträngen zugeordnet werden können:

“These explanations can be roughly divided into physiological explanations (‘The Weaker Sex’, ‘Pregnancy Protection’, ‘The Menstrual Cycle’) and psychosocial explications (‘Femine Psychological Traits’, ‘Social Role Behavior’).”⁵⁴

Vor diesem Hintergrund weist Benigna Gerisch daraufhin, dass auch die rezentere Forschung „... bislang kaum über die Reproduktion von Geschlechterrollenstereotypen und biologistischen Vorannahmen (z.B. Kovariationen von hormonellen Schwankungen und

⁵¹ Christina Rachor, Selbstmordversuche von Frauen. Ursachen und soziale Bedeutung (Campus Forschung 726, Frankfurt/Main u.a. 1995) 46.

⁵² Ebd. 194.

⁵³ Howard I. Kushner, „Women and Suicide in Historical Perspective“. In: Signs 10 (1985) 537-552, hier 545-546.

⁵⁴ Charles Neuringer, Suicidal Behavior in Women. In: Crisis. The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention 3 (1982) 41-49, hier 42.

Suizidalität) hinausgekommen ist“.⁵⁵ Als ein Beispiel für die fehlende neu- und andersartige Hypothesenbildung möge das „Comprehensive textbook of suicidology“ aus dem Jahr 2000 genannt sein:

„Male suicide appears most significantly tied to an overall greater frequency and level of violence and aggression and the relativ lack of social sanction for accepting a helpless-dependent position in a help-giving relationship. On the other hand, the significance of relatedness to others and the importance of social supports appears to serve women most profoundly both as a protection against suicidal urges and as a precipitant for nonfatal suicidal behavior.“⁵⁶

Was das Thema weibliche Suizidalität in der Kunst angeht, so hat Margaret Higonnet eine interessante Arbeit vorgelegt. Sie hat in „Speaking Silences: Women’s Suicide“ literarische Werke analysiert, in denen suizidales Verhalten eine Rolle spielt, so u. a. Gustave Flauberts „Madame Bovary“, Leo Tolstois „Anna Karenina“ und Henrik Ibsens „Hedda Gabler“.⁵⁷ Higonnet kam dabei zum Schluss, dass mit dem Suizid wieder Autonomie über den weiblichen, sozialen Zwang begründenden Körper gewonnen werden konnte.

⁵⁵ Benigna Gerisch, Reinhard Lindner, Die suizidale Frau. In: Anita Riecher-Rössler, Johannes Bitzer (Hg.), Frauengesundheit. Ein Leitfaden für die ärztliche und psychotherapeutische Praxis (München 2005) 193-201, hier 194. Überblick rezente Forschung: Silvia Sara Canetto, David Lester (Hg.), Women and Suicidal Behavior (New York 1995). Raymond Jack, Women and attempted suicide (Hove 1992). David Lester (Hg.), Why women kill themselves (Springfield/IL 1988). Ronald W. Maris, Alan L. Berman, Morton M. Silverman, Suicide, Gender and Sexuality. In: Dies., Comprehensive textbook of suicidology (New York 2000) 145-169. Enrique Baca-Garcia, Mercedes Perez-Rodriguez, John Mann, Maria A. Oquendo, Suicidal Behavior in Young Women. In: Psychiatric Clinics of North America 31/2 (2008) 317-331. Jose Catalan, Sexuality, Reproductive Cycle and Suicidal Behavior. In: Keith Hawton, Kees van Heeringen (Hg.), International handbook of suicide and attempted suicide (Chichester/GB 2000) 293-208.

⁵⁶ Ronald W. Maris, Alan L. Berman, Morton M. Silverman, Suicide, Gender and Sexuality. In: Dies., Comprehensive textbook of suicidology (New York 2000) 145-169, hier 167.

⁵⁷ Margaret Higonnet, Speaking Silences: Women’s Suicide. In: Susan Rubin Suleiman (Hg.), The female body in western culture. Contemporary perspectives (Harvard 1986) 68-83.

2. Methode und Quellenkorpus

Im Nachstehenden soll die Methode der „Historischen Diskursanalyse“ mit ihren Möglichkeiten, aber auch den an ihr vorgebrachten Kritikpunkten vergegenwärtigt werden. Die verschiedenen Diskurstheorien und deren Reflexion und Anwendung haben die Geschichtswissenschaft, obwohl sie (auch) eine Textwissenschaft par excellence ist, erst relativ spät erreicht, da es gewisse Widerstände gegen diese Theorien gab. Die Ablehnung hing u. a. mit den Herausforderungen einer „Neuen Kulturgeschichte“ und der damit verbundenen Dämonisierung des postmodernen Denkens zusammen, das mit Beliebigkeit gleichgesetzt wurde.⁵⁸ So verstieg sich der deutsche Historiker Hans-Ulrich Wehler gar zu der Behauptung, dass der wohl bekannteste Verfasser einer Diskurstheorie, Michel Foucault, ein „... unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, krypto-normativistischer ‚Rattenfänger‘ für die Postmoderne ...“⁵⁹ sei. Diese Aussage blendet das Verdienst Foucaults vollkommen aus, mit seiner Kritik an der herkömmlichen Geschichtsforschung aufgezeigt zu haben, dass die historistisch-positivistische Geschichtsforschung noch immer nicht überwunden war bzw. dass die gängige Überbetonung der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen nicht weniger problematisch war.

Kritik an der Diskursanalyse entzündet sich immer wieder an ihrer methodischen „Undefiniertheit“ und den fehlenden klaren Anwendungsregeln. Dabei wird aber ihr Potenzial verkannt, denn „... bei der (historischen) Diskursanalyse handelt es sich jedenfalls um keine bestimmte Methode, sondern um ein Forschungsprogramm bzw. eine Forschungsperspektive“.⁶⁰ Auch Philipp Sarasin schlägt in eine ähnliche Bresche, wenn er meint: „Diskursanalyse beziehungsweise Diskurstheorie ist keine Methode ... sie erscheint mir eher als eine theoretische, vielleicht sogar philosophische Haltung“.⁶¹ Diskurstheorien und -analysen stehen also für neue Forschungspotenziale und -perspektiven, da nun den Texten respektive den Quellen eine ganz andere Aufmerksamkeit geschenkt werden kann, die nicht zuletzt mit der Anerkennung der Positivität des Diskurses zu tun hat. Vor diesem Hintergrund fragen diskurstheoretische Arbeiten danach, was es zu bedeuten hat, dass gewisse Aussagen in den Texten immer wieder auftauchen und was dieser Umstand für die Konstitution von

⁵⁸ Stefan Jordan, Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Orientierung Geschichte (Paderborn 2009) 179.

⁵⁹ Hans-Ulrich Wehler, Die Herausforderung der Kulturgeschichte (München 1998) 91.

⁶⁰ Franz X. Eder, Historische Diskurse und ihre Analyse – eine Einleitung. In: Ders. (Hg.), Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen (Wiesbaden 2006) 9-26, hier 13.

⁶¹ Philipp Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse (Frankfurt/Main 2003) 8.

Wissensformen, sozialen Geflechten und kulturellen Signifikaten bedeuten könnte.⁶² Daraus ergibt sich, dass nicht die historische, nur zeichenförmig überlieferte Wirklichkeit den Ausgangspunkt historischen Fragens bildet, sondern ihre Botschafterinnen, die Medien.⁶³ Auch wenn nun die Devise lautet, dass die Repräsentationen der sozialen Welt nicht nur ihre Spiegelbilder sind, sondern zentral zur Konstitution dieser beitragen, so bedeutet das keineswegs, dass der jeweilige Kontext irrelevant geworden wäre, da gerade die in ihn eingeschriebenen Machtverhältnisse die Produktion von sozialer Wirklichkeit beeinflussen.⁶⁴

In dieser Arbeit soll zwar nicht den Vorschlägen von Foucault für eine Diskursanalyse gefolgt werden, dennoch sind einige seiner diskurstheoretischen Überlegungen so zentral, dass sie auch für diese Untersuchung relevant sind. Laut Foucault zeichnet sich jedes historische Wissen einer bestimmten Zeit und Kultur durch eine „wohldefinierte Regelmäßigkeit“⁶⁵ aus und jeder einzelne Begriff gehorcht den Gesetzen eines Wissenscodes.⁶⁶ Und genau diesen Regeln und Wissenscodes gilt es nachzuspüren, da sie die Realität konstituieren. Unter dem Begriff des Diskurses versteht Foucault eine begrenzte Anzahl von Aussagen, die gewissen Existenzbedingungen unterliegen und die zutiefst historisch sind, wie eben der Diskurs selbst:

„Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören. Er bildet keine rhetorische oder formale, unbeschränkt wiederholbare Einheit, deren Auftauchen oder Verwendung in der Geschichte man signalisieren (und gegebenenfalls erklären) könnte. Er wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstituiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann. Der so verstandene Diskurs ist keine ideale zeitlose Form, die obendrein eine Geschichte hätte ... Er ist durch und durch historisch: Fragment der Geschichte, Einheit und Diskontinuität in der Geschichte selbst ...“⁶⁷

Da in dieser Arbeit dem Diskursbegriff von Achim Landwehr und seinen Vorschlägen für eine „Historische Diskursanalyse“ gefolgt wird, sollen die Eckpunkte beider kurz vorgestellt werden. Von grundlegender Wichtigkeit ist, „... daß zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt nur eine begrenzte Menge von Aussagen zu einem bestimmten Thema gemacht werden kann, obwohl rein sprachlich gesehen eine unendliche Menge von mögli-

⁶² Landwehr, Historische Diskursanalyse, 106.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (Frankfurt/M.

¹⁴ 1997) 9.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd., 170.

chen Aussagen existiert“.⁶⁸ Dabei wird die Organisation des Sagbaren durch den Diskurs selbst geregelt.⁶⁹ Daher ist es das Ziel der Historischen Diskursanalyse „... die Regeln und Regelmäßigkeiten des Diskurses, seine Möglichkeiten zur Wirklichkeitskonstruktion, seine gesellschaftliche Verankerung und seine historischen Veränderungen zum Inhalt der Untersuchungen (zu, Anm. M.H.) machen“.⁷⁰ Konkret bedeutet das für diese Arbeit, das historische Wissen und die damit verbundenen Bedeutungsgebungen in ihrer Wirksamkeit für die Gruppe der Hausgehilfinnen zu untersuchen.⁷¹ Als konkretes Vorgehen schlägt Landwehr folgende Schritte vor: Themenfindung, Korpusbildung, Kontextanalyse, Analyse der Aussagen, Analyse von Texten und abschließend natürlich die Analyse des Diskurses selbst.⁷² Bevor nun der Datenkorpus vorgestellt wird, sei noch auf Philipp Sarasin wertvolle Anregungen für diese Arbeit hingewiesen. Sarasin weist besonders auf die körperliche Verortetheit der diskursiven Praxis hin, was sich für diese Arbeit als zentral erweist, da ja die suizidale Handlung im aller engsten Sinn eine körperbasierte „performance“ darstellt.⁷³

Bei der Bestimmung des konkreten Quellenkorpus, der notwendigerweise einen großen Teil des virtuellen Korpus abstrahieren muss, orientierte ich mich an der Frage, welcher konkreter Korpus wohl am Besten zur Beantwortung meiner Forschungsfragen geeignet ist. Darüber hinaus beachtete ich die Empfehlung Landwehrs, gezielt solche Quellen auszuwählen, die eine hohe Häufigkeit von gleichförmigen Aussagen aufweisen, da die diachrone Reihung und die synchrone Häufigkeit von miteinander verbundenen Aussagen, die Diskursanalyse empirisch begründet.⁷⁴ Im Zuge der nachstehenden Erläuterung der Korpusauswahl wird ausgeführt, welche Axiome, Vorannahmen und sonstige Überlegungen mich dabei geleitet haben.

Die zeitliche und soziale Begrenzung des Datenkorpus ergab sich aus der Tatsache, dass der Zeitraum zwischen 1925 und 1933/34 eine Phase extrem hoher Suizidalität in Österreich war und dass die soziale Gruppe der Hausgehilfinnen besonders stark davon betrof-

⁶⁸ Landwehr, *Geschichte des Sagbaren*, 7.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Claudia Bruns, *Wissen – Macht – Subjekt(e). Dimensionen historischer Diskursanalyse am Beispiel des Männerbunddiskurses im Wilhelminischen Kaiserreich*. In: Eder (Hg.), *Historische Diskursanalysen*, 190.

⁷² Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, 100-131.

⁷³ Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*.

⁷⁴ Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, 102.

fen war.⁷⁵ Die Angabe des Endes mit zwei Jahreszahlen, 1933 und 1934, hat ihren Grund darin, dass die Deutschösterreichische Tages-Zeitung bereits Mitte 1933 eingestellt wurde und dass das Jahr 1934 aufgrund der (presse)politischen Zäsur im Februar nur bis zu diesem Zeitpunkt untersucht werden wird. Ein erstes Auswahlkriterium ergab sich also durch die oben genannte soziale Gruppe. Dabei stellten sich mir folgende Fragen: Wie sprachen die Hausgehilfinnen über das suizidale Handeln ihrer BerufskollegInnen? Gab es überhaupt ein Sprechen über das Suizidgeschehen? Welche Suizidmotive wurden ausgemacht? Wie glaubte man weitere suizidale Handlungen abwenden zu können?

Am Besten schienen mir diese Fragen anhand von Texten analysierbar zu sein, die entweder direkt von Hausgehilfinnen produziert worden waren oder die sich an Hausgehilfinnen richteten. Erreichbare Texte, die diese Bedingung erfüllen, bilden eine zehn Alltagsschilderungen umfassenden Leserinnenbriefserie der sozialdemokratischen Frauenzeitschrift „Die Unzufriedene“ aus dem Jahr 1928 und die an Hausgehilfinnen adressierten Zeitschriften. Darüber hinaus wären natürlich auch Abschiedsbriefe sehr interessant gewesen, allerdings erwiesen sie sich trotz eingehender Recherche im Archiv der Bundespolizeidirektion Wien und dem Österreichischen Staatsarchiv für den gewünschten Zeitraum als unerreichbar. Im Wesentlichen gab es drei Hausgehilfinnen-Zeitschriften, die im Analysezeitraum erschienen sind. Diese vertraten, wenig überraschend, je ein spezifisches politisches Spektrum bzw. eine bestimmte Ideologie. Die „Einigkeit“ bzw. „Die Hausangestellte“ waren das Organ der Sozialdemokraten, „Die Hausgehilfin“ war hingegen christlichen Prinzipien verpflichtet und „Wir vom Haushalt“ vertrat im weitesten Sinne christlich-soziale Dogmen. Da natürlich auch von Interesse ist, wie der LeserInnenkreis abseits der Hausgehilfinnen über die hohe Suizidalität dieser Gruppe gesprochen hat, habe ich mich außerdem entschlossen die „Illustrierte Kronen-Zeitung“, die „Deutschösterreichische Tages-Zeitung“ und „Das Kleine Blatt“ in meine Analyse einzubeziehen. Da es im Rahmen dieser Arbeit nicht leistbar wäre, alle Ausgaben dieser Zeitungen zwischen 1925 und 1933/34 zu lesen, traf ich den Entschluss, mich auf die Jahre 1925, 1929 und 1933/34 zu konzentrieren. Die Entscheidung für die Jahre 1925 und 1933/34 ergab sich aus dem Grund, dass diese Jahre die Begrenzung für meine Untersuchung bilden und dass sie am Ehesten eine mögliche Veränderung des Diskurses und der sozialen Praxis abbilden könnten. Die Berücksichtigung des Jahres 1929 ergab sich aus der Tatsache, dass es einerseits genau in der Mitte des

⁷⁵ Vgl. zum Problem der Grenzbestimmung des Diskurses: Rüdiger Graf, Diskursanalyse und radikale Interpretation. Davidsonianische Überlegungen zu Grenzen und Transformationen historischer Diskurse. In: Eder (Hg.), Historische Diskursanalysen, 71-90, hier 78.

Analysezeitraums lag und andererseits, dass 1929 der wirtschaftskonjunkturelle Höhepunkt der Zwischenkriegszeit erreicht wurde. Dieser Höhepunkt war allerdings einer auf niedrigem Niveau, da das reale Bruttoinlandsprodukt von 1929 nur knapp über jenem von 1913 lag⁷⁶ und die Arbeitslosigkeit noch immer 8,8 Prozent ausmachte.⁷⁷ Hier stellt sich vor allem die Frage, ob diese tendenziell positive wirtschaftliche Entwicklung im Suiziddiskurs berücksichtigt wurde. Die Entscheidung Tageszeitungen zu analysieren liegt darin begründet, dass dieser Zeitungstypus bis heute das tägliche Sterbe- und Unfallgeschehen dokumentiert. Das gilt nicht nur für die sogenannten „natürlichen“ Sterbefälle, sondern auch für Suizide und Suizidversuche. Zeigten bereits die Hausgehilfinnen-Zeitschriften eine politische Einfärbung, so gilt das in nicht minderem Maß auch für die Tageszeitungen. Die jeweilige politische Ausrichtung resultierte in einem je spezifischen Lesepublikum, das nicht nur Rezipient war, sondern selbstverständlich auch die soziale Wirklichkeit gestaltet hat. Dieser Zusammenhang bildete das wichtigste Entscheidungskriterium für die Zusammenstellung des Korpus der Tageszeitungen. Die „Illustrierte Kronen-Zeitung“ war das Massenblatt der Ersten Republik schlechthin gewesen, lässt sich hinsichtlich ihrer politischen Tendenz aber am schwersten einordnen. Am ehesten kann man sie noch als politisch opportunistisch verorten. Bei der „Deutschösterreichischen Tages-Zeitung“ und dem „Kleinen Blatt“ ist die Zuordnung hingegen eindeutig vornehmbar. Erstere vertrat das deutsch-nationale Spektrum und war ihr wichtigstes Organ, zweitens stand im unmittelbaren Kontext der Sozialdemokratie, deren zentrales Organ allerdings die „Arbeiter-Zeitung“ war. Der Verzicht darauf, die „Arbeiter-Zeitung“ zu analysieren, ergab sich einerseits aus ihrer vergleichsweise geringen Reichweite gegenüber dem „Kleinen Blatt“ und andererseits aus ihrem „Nachteil“, nicht so wie das „Kleine Blatt“ eine eigene Freitagrubrik für die Hausgehilfinnen zu führen. Die Einbeziehung sowohl einer sozialdemokratisch ausgerichteten Hausgehilfinnen-Zeitschrift als auch einer Tageszeitung dieser Couleur hat vor allem mit dem Umstand zu tun, dass die Hausgehilfinnen eigentlich Arbeiterinnen waren und somit zum sozialdemokratischen Kernklientel zu zählen gewesen wären. Daher stellt sich in diesem Kontext vor allem die Frage, wie die Sozialdemokratie mit der hohen Hausgehilfinnen-Suizidalität umging. Lässt sich auch hier, wie schon in der Einleitung angedeutet, eine Instrumentalisierung dieses Umstandes feststellen? Welche Lesarten des Suizids werden

⁷⁶ Christian Dirninger, Perspektiven der retrospektiven Betrachtung. In: Ders. (Hg.), Wirtschaftspolitik zwischen Konsens und Konflikt. Einsichten und Einblicke in die Strukturen und Abläufe der Wirtschaftspolitik der Zweiten Republik (Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für Politisch-Historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek 4, Wien u. a. 1995) 15-19, hier 15.

⁷⁷ Gerhard Senft, Politische Gestaltung – wirtschaftliche und soziale Realität. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hg.), Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933-1938 (Wien 2005) 184.

bevorzugt? Welches „wissenschaftliche Wissen“ gibt es über den Suizid? Gibt es ein unterschiedliches Sprechen über die Suizide von Frauen und Männern? Diese Fragestellungen gelten in abgewandelter Form, d. h. die jeweilige Ausrichtung des Mediums berücksichtigend, auch für die beiden anderen Tageszeitungen. Um den wissenschaftlichen Diskurs über die Suizidalität von Hausgehilfinnen bzw. Frauen im Allgemeinen auf die Spur zu kommen, habe ich mich entschieden als letzte Korpusfragmente noch die statistischen Abhandlung von René Marco Delannoy⁷⁸ und von Sigismund Peller⁷⁹ zu berücksichtigen. Delannoy war ein Vertreter des „Biblischen Sozialismus“ und Peller ein Sozialmediziner, der ebenso sozialdemokratischen Überzeugungen zuneigte. Im Kontext des wissenschaftlichen Diskurses stellt sich vor allem die Frage, inwieweit dieses Wissen in das Alltagswissen eingeflossen ist und welche Lesarten des Suizids bzw. Suizidversuches vornehmlich produziert und propagiert wurden. Was die stark sozialdemokratisch geprägte Ausrichtung der wissenschaftlichen Quellen angeht, so war dies keineswegs intendiert, sondern ergab sich vielmehr aus der Tatsache, dass zur Suizidalität von Frauen respektive jener der Hausgehilfinnen keine anderen Quellen aufzufinden waren.

Der nun vorgestellte Korpus wurde auf drei Ebenen analysiert:

1. auf der Kontextebene, die nach der situativen, medialen, institutionellen und historischen Umgebung der Texte fragt und dabei auch die Blattlinie der Presseprodukte berücksichtigt,
2. auf der Makroebene des Diskurses, zu dem sämtliche themenrelevante Texte des Korpus gehören und schließlich
3. auf der Mikroebene des Diskurses, die es mittels intensiver Einzeltextanalysen zu erschließen gilt.

Durch die Analyse der Makroebene sollen die narrativen Muster der Texte ermittelt werden, die die Bedeutungsgebung überhaupt erst ermöglichen. Die mikrostrukturelle Untersuchung soll hingegen Auskunft über die Argumentation, die Stilistik und die Rhetorik geben, also über jene Elemente, die für die Wirkung des Textes verantwortlich sind. Die

⁷⁸ René Marco Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926 (Statistische Mitteilungen der Stadt Wien Sonderheft 3, Wien 1927).

⁷⁹ Sigismund Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung. In: Allgemeines Statistisches Archiv. Organ der Deutschen Statistischen Gesellschaft, Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungsprognosen (Band 22, Rubrik A, Jena 1932) 343-364. Sowie: Sigismund Peller, Über die weibliche Selbstmordhandlung. Mit 1 Abbildung im Text. In: Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung 18 1/2 (1932) 59-67.

Analyse der Mikroebene soll vor allem aufzeigen, wie die jeweilige suizidale Handlung in die spezifische Suizidinterpretation der AutorInnen, der Parteien, der Verbände eingepasst wird und von welchen Mitteln dabei Gebrauch gemacht wird. Dabei stellt sich vor allem auch die Frage wie man möglichst viel Stringenz in seine Argumentation bringen kann. Hier sind der Griff zu Übertreibungen, Diffamierungen, Verharmlosungen, Vereinfachungen, das Aussparen unliebsamer Details, Verknappungen usw. denkbar. Auf der Satzebene können rhetorische Figuren wie etwa Metaphern, Euphemismen, Ellipsen usw. dazu dienen, den sprachlichen Ausdruck zu erweitern, zu verkürzen oder zu ersetzen. Daneben spielt auf dieser Ebene auch das Satzgefüge eine Rolle, das kausale, temporale und modale Verhältnisse ausdrücken kann und diese durch Konjunktionen miteinander in Zusammenhang, in Opposition oder in Dependenz bringen kann. Darüber hinaus sind auch die Satzarten von Bedeutung, weil sie den Bezug des Autors/der Autorin zum erfassten Geschehen transportieren. Aufschlussreich kann auch das Anlegen einer Wortstatistik sein, die erhebt wie oft und in welchem Zusammenhang bestimmte Wörter verwendet werden. Wobei nicht nur die grammatikalisch notwendigen Wortarten wie Substantive und Verben erfasst werden sollten, sondern auch die fakultativen wie Adjektive, Adverbien, Pronomen etc., da davon auszugehen ist, dass ihr Einsatz ein besonders gezielter ist. Im Weiteren gilt es auf der Wortebene zu berücksichtigen, dass einzelne Wörter nicht nur einen denotativen Sinn, sondern auch einen konnotativen Sinn haben können. Besondere Aufmerksamkeit gilt es auch den Personal- und Possessivpronomen zu schenken, da sie für die Konstitution von sozialen Identitäten und Gruppen bedeutet sind, indem sie zwischen einem „Wir“ und einem „Ihr“ unterscheiden. Des Weiteren gilt es den Einsatz von Abkürzungen, Soziolekten, Dialekten, Fremdsprachen, Neologismen, Anachronismen etc. zu berücksichtigen, da auch ihr Einsatz kein zufälliger, sondern ein intendierter ist.

3. Kontextanalyse

In diesem Kapitel werden die medialen, institutionellen, situativen und die historischen Kontexte der Quellen vorgestellt, da die Produktion der Aussagen sehr eng mit der jeweiligen Umgebung verbunden ist. Der erste Teil dieses Kapitels ist der spezifischen Entwicklung des österreichischen Pressemarktes gewidmet. Der zweite Teil wird auf die spezifischen Kontexte der Quellen eingehen und dabei auch die generelle Blattlinie berücksichtigen.

3. 1. Presseentwicklung in der Ersten Republik

Betrachtet man die Presselandschaft der österreichischen Zwischenkriegszeit, dann fallen als Zäsuren vor allem 1918, 1933/34 und 1938 ins Auge. Die mit diesen Jahren zu verbindenden politischen Umwälzungen führten auch zu nachhaltigen organisatorischen, strukturellen und inhaltlichen Veränderungen der Presse. Einer der ersten Schritte der provisorischen Regierung nach dem Zusammenbruch der Monarchie war die Aufhebung der Zensur und die Etablierung einer freien Presse gewesen. Was die legislativen Vorgaben betraf, so gab es fortan nur mehr Einschränkungen durch das Strafgesetzbuch und dem damit verbundenen Persönlichkeitsrecht. Charakteristisch für die Zwischenkriegszeit war das Fortbestehen der alten „liberalen Flugschiffe“⁸⁰ aus der Monarchie, wie der „Neuen Freien Presse“ und des „Neuen Wiener Tagblatts“. Diese Zeitungen bildeten gemeinsam mit der sozialdemokratisch orientierten „Arbeiter-Zeitung“, der christlich-sozial und antideutsch orientierten „Reichspost“, den großdeutsch orientierten „Wiener Neuesten Nachrichten“ und den von katholischen Pressvereinen publizierten Zeitungen grob umrissen das sogenannte Segment des „Qualitäts-“ bzw. des „gehobenen“ Journalismus.⁸¹ Diesem Segment gegenüber stand die sogenannte „Boulevardpresse“, die in der Ersten Republik besonders stark zulegen konnte und nicht selten von politischem Opportunismus geprägt war. An erster Stelle ist hier die „Illustrierte Kronen-Zeitung“ zu nennen, die noch in der Monarchie gegründet worden war und in der Ersten Republik die meisten LeserInnen hatte. Während die „Illustrierte Kronen-Zeitung“ noch dem gehobeneren Boulevard zuordnen war, vertraten „Die Stunde“, „Der Tag“, „Der Morgen“ und „Der Abend“ den Boulevard im klassi-

⁸⁰ Gerhard Jagschitz, Die Presse in Österreich von 1918 bis 1945. In: Heinz Pürer, Helmut W. Lang, Wolfgang Duchkowitsch (Hg.), Die österreichische Tagespresse. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine Dokumentation von Vorträgen des Symposiums „200 Jahre Tageszeitung in Österreich (Journalistik. Hefte des „Kuratoriums für Journalistenausbildung“ 5, Wien 1983) 42-82, hier 44.

⁸¹ Ebd.

schen Sinn, der auch als „Asphaltpresse“ oder „Revolverjournalismus“ bezeichnet wurde.⁸² Das Bürgertum und (deutsch)national eingestellte Kräfte lehnten den Boulevard vehement ab, was neben inhaltlichen Motiven, auch stark mit solchen antisemitischer Natur zu tun hatte, da man die Asphaltpresse als „Judenpresse“ verstand und diffamierte.⁸³ Liberalismus und Kapitalismus wurden zunehmend als „jüdische Erfindungen“ verstanden und besonders in der christlich-sozialen Presse miteinander verflochten. Die deutsch-nationalen Blätter betonten hingegen besonders stark den rassistisch und nationalistisch motivierten Antisemitismus. Als weiteres Segment sind die „republikanischen“ Zeitungsgründungen nach 1918 zu benennen, die meist eine bestimmte politische Richtung vertraten, so wie etwa die dem kommunistischen Spektrum zuzuordnende „Rote Fahne“ oder die „Deutschösterreichische Tages-Zeitung“, die das Organ der Deutschnationalen war. Generell ist zu sagen, dass im Verlauf der Zwischenkriegszeit die den politischen Parteien nahestehende Presse an Bedeutung gewann, was ursächlich in Zusammenhang mit der zunehmenden Politisierung dieser Jahre zu bringen ist. So verlor zwar in den frühen 1920er Jahren die Parteipresse trotz Gründung zusätzlicher Mittags- und Abendblätter ihren anfänglichen Marktanteil von 20 % des Wiener Tagespressemarktes, um dann aber am Ende der 1920er Jahre ihren Anteil durch eine journalistische Boulevardisierung wieder auszubauen.⁸⁴ Darüber hinaus gilt es, was die Bedeutung der Presse insgesamt angeht, festzuhalten, dass die Zeitungen und Zeitschriften noch ein weitgehendes Informationsmonopol hatten, da andere Massenmedien erst wenig ausgeprägt waren bzw. noch nicht so viele Menschen erreichen konnten. Was die regionale Verteilung in Österreich angeht, so lässt sich ein deutliches Übergewicht der Wiener Presse feststellen. Ein exemplarisches Beispiel dafür mögen die Druckauflagen von 1925 sein: die Wiener Tageszeitungen druckten 1,2 Millionen Stück, während die Bundesländerpresse nur auf 280.000 Stück kam.⁸⁵ Was die Marktanteile der einzelnen Wiener Tageszeitungen angeht, zeigt sich eine starke Zersplitterung, denn selbst das auflagenstärkste Blatt, die „Illustrierte Kronenzeitung“ erreichte 1925 „nur“ eine Tagesauflage von 178.600 Stück.⁸⁶ Die hohe Vielfalt der Wiener Tageszeitungen zeigt sich etwa in den Zahlen von 1925 und 1933. 1925 konnte man zwischen 23 verschiedenen Zei-

⁸² Ebd., 43-44.

⁸³ Ebd., 45.

⁸⁴ Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung (Hg.), Der Zeitungsmarkt in der Ersten Republik, online unter <http://www.oeaw.ac.at/cmc/hypress/per_02.htm> 25.7.2010.

⁸⁵ Jagschitz, Die Presse in Österreich von 1918 bis 1945, 46.

⁸⁶ Gabriele Melischek, Josef Seethaler, Auflagenzahlen der Wiener Tageszeitungen 1895-1933 in quellenkritischer Bearbeitung (Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation 1, Wien 2001), 12.

Online unter <<http://www.oeaw.ac.at/cmc/data/Arbeitsbericht%20Nr%201.pdf>> 19.6.2010.

tungen wählen und acht Jahre später bereits zwischen 26.⁸⁷ Des Weiteren gilt es noch darauf hinzuweisen, dass die Zwischenkriegszeit auch eine Zeit vieler Zeitungsneugründungen war, denen meist aber nur eine kurze Lebensdauer vergönnt war. Was die Zeitungsformate angeht, so hatten sich in Österreich nie die internationalen, großformatigen Zeitungen durchgesetzt, was vom Kleinformat, das nicht nur für den Boulevard typisch war, keineswegs zu behaupten ist. Was die inhaltliche Dimension angeht, wurde bereits auf die zunehmende Politisierung verwiesen, wenn auch die eine oder andere Zeitung Wert auf die Feststellung legte, „unpolitisch“ zu sein. Aber auch in anderen Hinsichten fand eine inhaltliche Diversifikation statt. So blieben Feuilleton und Leitartikel zwar weiterhin von großer Bedeutung, aber der Sportteil, der Anzeigenteil sowie Gerichtsreportagen, Fortsetzungsromane, Preisausschreiben und Rätsel gewannen (weiter) an Terrain. Wichtige grafische Neuerungen brachten vor allem die Ausbreitung und die Verbesserung der Pressefotografie, die wachsende Konkurrenzierung der Kurrent-Schriften durch Serifen- und Grotesk-Schriftarten und die räumlich großzügiger werdende Layoutgestaltung.

Zum Thema der politischen Einflussnahme gehören auch die Interventionsversuche aus dem Ausland, besonders hervorzuheben sind hier Deutschland, Frankreich, Italien und die Tschechoslowakei. Den Franzosen war an einer Abwehr der Anschlussüberlegungen gelegen, was auch für die Tschechoslowakei galt, die aber auch gegen eine Restauration der Habsburger auftrat, und Italien tat sich durch die Unterstützung der Heimwehr und die Kapitalbeschaffung für die Gründung des „Vaterländischen Pressevereins“ (1933) hervor.⁸⁸ Am wichtigsten waren die medienpolitischen Interventionen aus Deutschland, die das Ziel hatten eine deutschlandfreundliche Presse zu schaffen und massiv für einen Anschluss zu werben. Die Einflussnahme zeigte sich in vielerlei Gestalt, so gab es tschechische Konzernbeteiligungen die noch auf die Monarchie zurückgingen, nun aber im Ausland lagen und im Sinne der tschechischen Politik instrumentalisiert wurden. Darüber hinaus versuchte man auch die Informationsbeschaffung zu beeinflussen, so organisierte etwa Frankreich einen Nachrichtendienst für Österreich. Zum Repertoire deutscher Einflussnahme gehörten beträchtliche Kapitaltransfers in österreichische Verlage und Pressehäuser. Daneben wurden auch anschlussfreundliche Organisationen und deren Pressegründungen mit deutschem Kapital versorgt, u. a. die „Deutschösterreichischen Tages-Zeitung“. Bis Anfang der 1930er Jahre versuchte die deutsche Regierung einen Pressekonzern in Österreich aufzubauen, der gegenüber Berlin weisungsgebunden sein sollte. Da diese Strategie aber miss-

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Jagschitz, Die Presse in Österreich von 1918 bis 1945, 48.

lang, verlegte man sich in der Folge auf direkte Zahlungen und Subventionen an heimische Presseleute, mit dem Ziel die Regierung Dollfuß zu schwächen. Gerhard Jagschitz spricht in diesem Kontext von einem „deutsch-österreichischen Pressekrieg“⁸⁹, der mit der Machtübernahme Hitlers 1933 seinen Ausgang genommen hatte. Mit der Installierung der Regierung Dollfuß im Jahr 1932 wurden gravierende Änderungen des Pressewesens eingeläutet. Dazu Jagschitz:

„Der Kampf des allmählich immer stärker ins autoritäre Fahrwasser gleitenden Regimes galt nach außen hin nur der oppositionellen Presse, war in Wahrheit aber ein Kampf gegen die Presse überhaupt, denn es konnte keine Erörterung der Regierungsmaßnahmen geben – von welcher Seite immer – und Widerspruch noch weniger.“⁹⁰

Bereits 1932 wurden Zensurmaßnahmen überlegt und 1933 eine Vorzensur für Zeitungen und Druckereien etabliert, die für jegliche Presseprodukte anzuwenden war, die schon einmal beschlagnahmt worden waren.⁹¹ An dieser Maßnahme lässt sich auch die allgemeine Pressestrategie der Dollfuß-Regierung gut ablesen, die in einer formellen Wahrung der Pressefreiheit und ihrer Untergrabung auf der Ebene der Administration bestand. Auf diese Art und Weise wurden sowohl die Vorzensur als auch die (temporären) Vertriebs- und Verkaufsverbote durchgesetzt, die übrigens auch für deutsche Zeitungen gelten sollten. Im Zuge des Verbotes der Kommunistischen und der Nationalsozialistischen Partei im Jahr 1933 wurden deren Presseprodukte dann gänzlich liquidiert. Dasselbe Schicksal ereilte 1934 die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften bzw. deren Medien. Nach dem Verbot dieser Presseprodukte schuf der Ständestaat ein neues Medienangebot für die Arbeiterschaft, mit dem Ziel, sie zum autoritären Staat zu bekehren. Da auch die Nationalsozialisten ihr Organ verloren hatten, versuchten diese ihren Verlust durch Neugründungen bzw. durch die Unterwanderung der christlich-sozial orientierten „Neuen Zeitung“ zu kompensieren. Gab es im Jahr 1930 noch 28 Tageszeitungen und 5 politische Montag-Frühblätter in Wien, so war ihre Anzahl im Jahr 1936 auf 18 Tageszeitungen und 3 Montag-Frühblätter gesunken.⁹² Eine weitere Maßnahme des Ständestaats war die Schaffung einer Pressekammer, mit der man versuchte die VerlegerInnen und JournalistInnen eng an die Staatsräson zu binden und in das Ständewesen einzugliedern. Im Zuge der Parteiverbote und Repressionen kam es zur Schaffung einer alternativen, im Untergrund agie-

⁸⁹ Ebd., 52.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Ebd., 53.

⁹² Ebd., 62.

renden Presse, die häufig aus dem Ausland unterstützt wurde und die jeweilige (Partei)Politik fortzusetzen trachtete. Mit der Unterzeichnung des Juli-Abkommens von 1936 wurde das Importverbot von deutschen Presseprodukten langsam abgebaut und der österreichischen Presse verboten „unsachlich“ über Deutschland zu berichten.⁹³ Damit wurde der deutschen Presseoffensive für die nationalsozialistische Machtübernahme Tür und Tor geöffnet, die ihren Höhepunkt um den 12. März 1938 fand und den als „notwendig“ behaupteten „Anschluss“ zu einem medialen Großereignis werden lies. Unmittelbar danach folgten Zwangsentlassungen von jüdischen Presseleuten und die „Gleichschaltung“ der österreichischen Medien.

Die nachstehende Tabelle soll über die Auflagen der zu analysierenden Tageszeitungen orientieren und Auskunft über allgemeine Veränderungen am Pressemarkt geben:

Tabelle Auflagen der Tageszeitungen des Korpus 1925 – 1930 – 1933⁹⁴

1925

Gesamtanzahl	23 Tageszeitungen in Wien
Gesamtauflage	1.150.500 Stück
Auflage Illustrierte Kronen-Zeitung	178.600 Stück, 1. Platz in der Auflagenstatistik
Auflage Das Kleine Blatt	-
Auflage Deutschösterreichische Tages-Zeitung	21.600 Stück, 18. Platz in der Auflagenstatistik

1930

Gesamtanzahl	26 Tageszeitungen in Wien
Gesamtauflage	1.357.900 Stück
Auflage Illustrierte Kronen-Zeitung	207.600 Stück, 1. Platz in der Auflagenstatistik
Auflage Das Kleine Blatt	173.000 Stück, 2. Platz in der Auflagenstatistik
Auflage Deutschösterreichische Tages-Zeitung	16.900 Stück, 23. Platz in der Auflagenstatistik

1933

Gesamtanzahl	26 Tageszeitungen in Wien
Gesamtauflage	1.379.600 Stück
Auflage Illustrierte Kronen-Zeitung	223.700 Stück, 1. Platz in der Auflagenstatistik
Auflage Das Kleine Blatt	164.000 Stück, 2. Platz in der Auflagenstatistik
Auflage Deutschösterreichische Tages-Zeitung	33.000 Stück, 14. Platz in der Auflagenstatistik

⁹³ Ebd., 63.

⁹⁴ Melischek, Seethaler, Auflagenzahlen der Wiener Tageszeitungen 1895-1933 in quellenkritischer Bearbeitung, 12-14. Online unter <<http://www.oeaw.ac.at/cmc/data/Arbeitsbericht%20Nr%201.pdf>> 19.6.2010.

3.2. Tageszeitungen

Illustrierte Kronen-Zeitung (im Folgenden: Kronen-Zeitung)

Die „Oesterreichische Kronen-Zeitung“ erschien erstmals am 2. Jänner 1900. Ihr Gründer war Gustav Davis, der früher in der k.u.k. Armee gedient hatte. Der Name „Kronen Zeitung“ geht auf die mit 1. Jänner 1900 neu eingeführte Kronenwährung zurück und bezeichnete den Preis für das Monatsabo. Der Preis für eine einzelne Ausgabe lag bei 4 Heller; genau so viel kostete auch eine Semmel.⁹⁵ Dieser niedrige Preis war maßgeblich dafür verantwortlich, dass die Kronen-Zeitung bereits ein paar Jahre nach ihrer Gründung zur auflagenstärksten Tageszeitung Österreichs werden konnte.⁹⁶ Möglich geworden war der niedrige Preis durch den Entfall des sogenannten „Zeitungsstempel“, einer Steuer für Presseprodukte, deren Abschaffung dazu führte, dass der Zeitungsmarkt förmlich explodierte. Das „illustriert“ im Titel war 1905 hinzugefügt worden, um auf den für diese Zeit noch ungewöhnlich hohen Illustrationsanteil hinzuweisen.⁹⁷ Dieser hohe Bildanteil bewahrte die Kronen-Zeitung nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten auch vor der Einstellung, da sie von dessen Propagandafähigkeit überzeugt waren und in diesem Sinne auch benutzten.⁹⁸ Neben dem niedrigen Kaufpreis lag das Erfolgsrezept der Kronen-Zeitung in ihrem kleinen, boulevardtypischen Format, ihrem populären Schreibstil und ihrer umfangreichen Lokalberichterstattung.⁹⁹ Darüber hinaus konnte die Leserschaft durch Rätsel, Preisausschreiben und Fortsetzungsromane angelockt werden. Die Kronen-Zeitung profitierte nicht zuletzt aber auch von der sozialen Umschichtung der frühen 1920er Jahre, die dem Mittelstand Kaufkraft entzog und billigere Presseprodukte für ihn interessant werden ließ.¹⁰⁰ Aufgrund ihres Erfolges versuchten Ende der 1920er Jahre die eben neu eingeführten Parteiblätter, das sozialdemokratische „Kleine Blatt“ und das christlich-soziale „Kleine Volksblatt“, dieses Konzept zu kopieren. Die Kronen-Zeitung pries sich zwar einer politischen Unabhängigkeit, de facto war sie es aber nicht. Der wachsenden politischen Radikalisierung setzte die Zeitung populäre Themen, journalistische Gags und einen teilweisen

⁹⁵ Wien-konkret.at, Die Geschichte der „alten“ Kronenzeitung, Gründung, online unter < <http://www.wien-konkret.at/wirtschaft/printmedien/1/die-geschichte-der-alten-kronen-zeitung/die-gruendung/>>, 12.6.2010.

⁹⁶ Josef Seethaler, Österreichische Tageszeitungen - über 100 Jahre alt (Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation 2, 2. überarbeitete Version, Wien 2005), online unter <http://www.oaaw.ac.at/cmhc/data/Arbeitsbericht%20Nr%202_v%202.pdf> 19.6.2010.

⁹⁷ Ebd.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Ebd.

¹⁰⁰ Franz Rest, Rudi Renger, Die Neue Kronen Zeitung. Massenmediales Flaggschiff aller österreichischen Populismen. In: Richard Faber, Frank Unger (Hg.), Populismus in Geschichte und Gegenwart (Würzburg 2008) 175-209, hier 180.

Verzicht auf politische Berichterstattung entgegen.¹⁰¹ So wurden etwa die Ereignisse des Februars 1934 kaum thematisiert, was als ein affirmativer Akt einzustufen ist. Der Herausgeber Leopold Lipschütz selbst bekennt sich dazu, dass denjenigen Stimmen gefolgt wird, die sich im Spiel der Kräfte durchsetzen:

„Unser wirklicher Chefredakteur ist der Leser! Er weiß es nicht, aber seine Wünsche sind für uns bestimmend. Die 'Kronen Zeitung' will nicht lenken, nicht beeinflussen; sie will versuchen, Gegensätze auszugleichen. In jeder einzelnen Ausgabe des Blattes muß das Wiener Gemüt, muß österreichischer Frohsinn zum Ausdruck kommen. Wir wollen die Bannerträger des urwüchsigen Schlagwortes sein: Leben und leben lassen! ... Jeder Satz muß einfach sein wie eine Watschen, aber eine liebevolle Watschen!“¹⁰²

Im Zeitraum von 1924 bis 1934 lagen sowohl Druck, Verlag, Eigentum und Herausgabe der Illustrierten Kronen-Zeitung in Händen der G[ustav] Davis & Co. Verantwortlicher Schriftleiter war von 1924 bis 1929 Richard Eisenmenger, der dann 1930 von Emil Weltwart abgelöst wurde. Am 12.11.1918 waren für das Abonnement 2,50 Kronen zu bezahlen. Sieben Jahre später waren es 2,15 Schilling. Von 1925 bis 1934 kostete eine einzelne Ausgabe unter der Woche inklusive Samstag 0,07 Schilling. Der Sonntagspreis lag von 1925 bis 1930 bei 0,08 Schilling, um danach auf 0,10 Schilling anzusteigen. Der Umfang der täglich erscheinenden Kronen-Zeitung legte beständig zu, ab November 1923 wurden 12 Seiten unter der Woche (inklusive Samstag), am Sonntag zwischen 24 und 28 Seiten gedruckt. Mit September 1926 wuchs der Umfang auf 12 Seiten am Montag, auf 16 Seiten von Dienstag bis Samstag und auf 24 bis 32 Seiten am Sonntag an.

Deutschösterreichische Tages-Zeitung (im Folgenden: Dötz)

Die Dötz erschien von 1.4.1921 bis 22.7.1933 und war politisch den deutschnationalen Rechten in Österreich zuzuordnen. Die Dötz war die Nachfolgerin des von Georg von Schönerer 1903 gegründeten Alldeutschen Tagblatts. Schönerer vertrat die Ideologie des „Alldeutschtums“ konsequent und kompromisslos, allerdings fanden seine Angriffe gegen Rom, seine Glorifizierungen Bismarcks, des Deutschen Reiches und des „Germanentums“ im katholischen Österreich nicht die Resonanz, die er sich wünschte. Selbst das deutschna-

¹⁰¹ Ebd.

¹⁰² Wien-konkret.at, Die Geschichte der „alten“ Kronenzeitung, Gründung, online unter < <http://www.wien-konkret.at/wirtschaft/printmedien/1/die-geschichte-der-alten-kronen-zeitung/die-gruendung/>>, 12.6.2010.

tionale Lager konnte er mit dieser Auffassung nicht hinter sich vereinen. Es blieb weiterhin gespalten, was u. a. auch dazu führte, dass eine einheitliche Presseentwicklung wie bei der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei ausblieb. Die Titelaufsätze der Deutschösterreichischen Tages-Zeitung lassen tief in die Gesinnung des Blattes blicken. Von 1923 bis 1925 lautete die Zusatzlosung „Unabhängiges Blatt für völkische Politik“. Mit 5.5.1933 wurde der Zusatz geändert in „Hauptblatt der N.S.D.A.P. Hitlerbewegung Österreichs“. Im Mai desselben Jahres kam das Blatt unter Vorzensur, bevor es im Zuge des Verbots der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands gänzlich eingestellt werden musste. Was die Bezugskosten angeht, so waren am 24.2.1925 für ein Abonnement 5,20 Schilling zu entrichten. Eine einzelne Ausgabe kostete zwischen 1.12.1925 und 1.2.1927 am Montag 0,10 Schilling, von Dienstag bis Samstag 0,25 Schilling und am Sonntag 0,30 Schilling. Zwischen dem 2.2.1927 und dem 22.7.1933 waren 0,25 Schilling von Dienstag bis Samstag und für die Sonntagsausgabe 0,30 Schilling zu bezahlen. Für die ab 30.3.1928 wieder erscheinende Montagsausgabe waren 0,10 Schilling zu zahlen. Der Umfang lag ab Februar 1923 von Dienstag bis Samstag bei 8 bis 10 Seiten und am Sonntag bei 16 Seiten. Ab Februar 1927 waren dann am Montag 4 bis 6, von Dienstag bis Samstag 10 bis 14 und am Sonntag 20 bis 24 Seiten zu zählen. Grafisch präsentierte sich das Blatt sehr textlastig, auf Bilder, Illustrationen und Grafiken wurde weitgehend verzichtet – auch auf der Titelseite. Die meiste Zeit findet sich auf der Titelseite ein Artikel, der in direkter oder indirekter Weise mit Deutschland zu tun hat. Am rechten Blattrand ist üblicherweise ein Kommentar abgedruckt. Zur generellen Blattlinie lässt sich festhalten, dass die Artikel in der Zeitung durch die Rezipitation nationalsozialistischer Überzeugungen gekennzeichnet sind. So wird in dem Artikel „Die politische Aufgabe des Nationalsozialismus“¹⁰³ vom 15.1.1929 ganz unverhohlen die anti-semitische und rassistische Stoßrichtung des Nationalsozialismus skizziert. Des Weiteren ist das Blatt durchzogen von der Ablehnung des linken politischen Spektrums und von Kritik an der katholischen Kirche. Das Medium fokussierte stark auf die Entwicklungen in Deutschland. So finden revisionistisches Gedankengut, die Dolchstoßlegende und Berichte über die gefühlte Benachteiligung der Deutschen bei den Friedensverhandlungen von Versailles immer wieder ihren Platz in der Zeitung. Im Zuge dieser Blattlinie stößt man auch häufig auf negative Berichte über Frankreich, oft verbunden mit der Elsaß-Lothringen-Frage und auf viele Artikel über die sogenannten „Südslawen“, die als Völker zweiter Klasse eingestuft werden. Zudem gibt es auch häufig Berichte über „die“ deutsche Volksgruppe im Ausland und deren gefühlte Benachteiligung. Interessant

¹⁰³ Deutschösterreichische Tages-Zeitung, 15.1.1929, 1.

ist auch, dass anstatt der typischen österreichischen Wochentagsbezeichnung „Samstag“, häufig das in Deutschland geläufige „Sonntag“ verwendet wird. In der Sonntagsausgabe gibt es immer eine Sonderseite, die sich an die „Völkische Frau“ wendet, dort werden neben Erziehungs- und Haushaltstipps auch rassenhygienische Fragen diskutiert.

Das Kleine Blatt

Das Kleine Blatt wurde am 1.3.1927 als boulevardisierte und popularisierte Alternative zur Arbeiter-Zeitung gegründet. Mit dieser Annäherung an das erfolgreiche Konzept der „Kronen-Zeitung“ versuchten die SozialdemokratInnen neue WählerInnenschichten zu erreichen, da die Auflagenentwicklung der Arbeiter-Zeitung stagniert war. Wie ihre größere Schwester wurde das Kleinformat ebenfalls bei der „Druck- und Verlagsanstalt Vorwärts Swoboda & Co.“ bzw. ab 1933 bei der „Sozialdemokratischen Verlag Ges.m.b.H.“ verlegt und gedruckt. Auch der Chefredakteur Julius Braunthal wurde mit der Arbeiter-Zeitung geteilt, der ab 1929 auch noch für die Bildillustrierte „Der Kuckuck“ verantwortlich zeichnen sollte. Ein sehr bekannter Bestandteil des „Kleinen Blattes“ waren die Karikaturen von Ladislaus alias Ludwig Kmoch, der ab 1930 in einem „daily strip“ den fiktiven Kleinbürger und Hitlersympathisanten Tobias Seicherl auf das Korn nahm. Im Gegensatz zur Arbeiter-Zeitung wurde das Kleine Blatt im Februar 1934 nicht verboten, sondern an die Dogmen des austrofaschistischen Ständestaats „angepasst“, bevor es 1938 „gleichgeschaltet“ und 1944 mit der Kronen-Zeitung, der Kleinen Volkszeitung und dem Kleinen Volksblatt zur „Kleinen Wiener Kriegszeitung“ fusioniert wurde. Das Kleine Blatt wurde am 1.3.1927 mit einem Abonnementpreis von 2,15 Schilling eingeführt. Die Einzelausgabe kostete von 1927 bis zum Februar 1934 unter der Woche inklusive Samstag 0,07 Schilling. Der Sonntagspreis von 0,08 Schilling wurde Anfang 1930 auf 0,10 Schilling erhöht. Das Periodikum hatte am Montag einen Umfang von 12 Seiten, von Dienstag bis Samstag 16 bis 24 Seiten und am Sonntag 24 bis 32 Seiten. Ab 26.3.1933 unterlag die Zeitung der Vorzensur und verschärfter Vorlagepflicht, was in einem entsprechenden Titelaufsatz kundgetan wurde.

3.3. Die Unzufriedene und Hausgehilfinnen-Zeitschriften

Die Unzufriedene. Eine unabhängige Wochenschrift für alle Frauen (im Folgenden: Die Unzufriedene)

"Die Unzufriedene" mit dem Zusatztitel „Eine unabhängige Wochenschrift für alle Frauen“ wurde 1923 als populäre Alternative zur „Arbeiterinnenzeitung“ bzw. deren Nachfolgerin, „Die Frau“, gegründet. Die an politisch noch nicht aktivierte Frauen gerichtete Zeitschrift war ursprünglich nur als temporäres Medium für die Zeit der Wahlbewegung konzipiert worden, wurde dann aber aufgrund ihres Erfolges dauerhaft installiert.¹⁰⁴ Neben dem bereits erwähnten Zusatztitel wurde am Cover noch das Motto „In der Unzufriedenheit liegt der Fortschritt der Menschheit!“ gebracht. Als erste Schriftleiterin fungierte Eugenie Brandl, die später dann von Paula Hons abgelöst wurde. In der ersten Ausgabe wurde die kämpferische politische Position der Unzufriedenen offengelegt:

„Die Unzufriedene will ... Sprachrohr und Führerin sein im Kampfe wider alles Unrecht, wider allen Unverstand, wider alle Rückständigkeit. In der Unzufriedenheit liegt der Fortschritt der Menschheit. Wenn die Frauen vorwärtskommen wollen, müssen auch sie unzufrieden sein.“¹⁰⁵

Wie auch andere, der ArbeiterInnenbewegung nahestehenden Frauenzeitschriften, setzte sich die Unzufriedene nicht nur für die Anliegen der bereits „politisch-aktivierten“, erwerbstätigen Frauen ein, sondern versuchte sowohl die kleinbürgerlichen Frauen als auch die Hausfrauen aus ihrer „unpolitischen“ Haltung zu locken.¹⁰⁶ Als erstrebenswerter Frauentypus wurde die „Neue Frau“ präsentiert, die eine idealisierte Synthese von erwerbstätiger Ehefrau und Mutter darstellt und sich durch ihren gesunden, selbst- und körperbewussten Lebensstil von der „femme bourgeoise“ abhebt.¹⁰⁷

¹⁰⁴ Christa Bittermann-Wille, Helga Hofmann-Weinberger, Historische Frauenzeitschriften (Beitrag für das Projekt KolloquiA – Forschungs- und Lehrmaterialien zur frauenrelevanten und feministischen Dokumentations- und Informationsarbeit in Österreich), online unter <<http://www.onb.ac.at/files/frauenzeitschriften.pdf>> 23.7.2010.

¹⁰⁵ Was will die Unzufriedene? In: Die Unzufriedene. Eine unabhängige Wochenschrift für alle Frauen 1/1 (1923) 1, online unter <<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=uzf&datum=19230922&seite=1&zoom=2>> 27.7.2010.

¹⁰⁶ Bittermann-Wille, Hofmann-Weinberger, Historische Frauenzeitschriften, online unter <<http://www.onb.ac.at/files/frauenzeitschriften.pdf>> 23.7.2010.

¹⁰⁷ Ebd.

Nichtsdestotrotz zeigte sich ihr Frauenbild mitunter auch ambivalent, wenn etwa Julie Oleszkiewicz 1928 schreibt:

„Man spricht so viel von der Gleichwertigkeit der Frau und der Frauenberufe. Und welcher Beruf ist denn, wenn man allgemein sprechen will, schöner für ein weibliches Wesen, als ein der Fürsorge für andere entspringender, der Beruf der Mutter, der Fürsorgerin, der Krankenpflegerin! Es liegt nun einmal in der Natur der richtigen Frau, für jemand sorgen zu wollen, das heißt sie ist mit dieser Gabe ausgestattet worden, folglich ist sie in ihrem Element, wenn sie diese verwertet.“¹⁰⁸

Was den situativen Kontext der Redaktionsarbeit angeht, so unterscheidet sich dieser in zwei Belangen von jenem der Tageszeitungen des Korpus: die Unzufriedene nennt regelmäßig ihre AutorInnen und es gibt ein sehr ausgewogenes Geschlechterverhältnis was die Provenienz der Artikel angeht. Ähnliches gilt auch für die „Einigkeit“ und mit Einschränkungen für „Die Hausgehilfin“ und „Wir vom Haushalt“, da dort die AutorInnen nicht so oft genannt werden und der Männeranteil deutlich höher ist.

Wie auch für die anderen sozialdemokratischen Presseprodukte, sollte der Februar 1934 zum Schicksalsmonat der Unzufriedenen werden. Die Einstellung blieb ihr zwar erspart, allerdings musste sie dafür in den sauren Apfel eines markanten Wechsels der Blattlinie beißen. Im ersten Leitartikel nach der Zwangspause wurde das Scheitern der Sozialdemokratie proklamiert:

„Was viele Männer noch nicht sehen wollen, haben Frauen heute schon ausgesprochen: die Sozialdemokratie ist geschlagen, niedergeworfen; es gilt, aus dieser Niederlage die Folgerungen zu ziehen und sich in der neuen Welt der Tatsachen zurechtzufinden und – was das Wichtigste ist – in dieser Welt von den alten Werten, die die Arbeiterschaft mit ihren Frauen geschaffen hat, zu retten, was noch zu retten ist.“¹⁰⁹

Ab diesem Zeitpunkt erschien sie auch unter geändertem Titel, der bis zu ihrer Einstellung im Jahr 1944 „Das kleine Frauenblatt. Eine unabhängige Wochenschrift für alle Frauen“ lauten sollte. Wie auch alle anderen österreichischen Presseprodukte wurde sie 1938 „gleichgeschaltet“.

¹⁰⁸ Julie Oleszkiewicz, Ein Frauenberuf. In: Die Unzufriedene 6/42 (1928) 2.

¹⁰⁹ ... erscheint wieder. In: Die Unzufriedene 11/7 (1934) 1, online unter <<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=uzf&datum=19340422&seite=1&zoom=2>> 27.7.2010.

Einigkeit. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen Österreichs (im Folgenden: Einigkeit), ab 1928 geänderter Titel: Die Hausangestellte. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen, Einigkeit Österreichs (im Folgenden: Die Hausangestellte)

Aus dem „Verband der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen Österreichs“, der im Mai 1911 von den Wiener SozialdemokratInnen gegründet worden war, um diese Berufsgruppen zu organisieren, ging 1913 das „Vereinsblatt. Organ des Vereines der Heim- und Hausarbeiterinnen“ hervor.¹¹⁰ Ab 1924 sollte sich die Zeitschrift dann „Einigkeit. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen Österreichs“ nennen, bevor sie 1928 noch einmal umbenannt wurde und von nun an bis zur ihrer erzwungenen Einstellung im Jahr 1934 unter dem Titel „Die Hausangestellte. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen, Einigkeit Österreichs“ erschien. Wie den meisten sozialdemokratischen Frauenblättern blieb auch der „Einigkeit“/„Die Hausangestellte“ der Erfolg außerhalb Wiens weitgehend vorenthalten.¹¹¹ Die Blattlinie der „Einigkeit“/„Die Hausangestellte“ ist jener der Unzufriedenen recht ähnlich ist, nur noch spezifischer auf die im Titel genannten Zielgruppen zugeschnitten. Typische Forderungen der „Einigkeit“/„Die Hausangestellte“ sind ein verbessertes Hausgehilfengesetz¹¹², eine bessere soziale Absicherung für die Hausgehilfinnen¹¹³ sowie die Schaffung von Bildungs- und Ausbildungsstätten¹¹⁴ für die jungen Frauen. Die Zeitschrift thematisiert regelmäßig Probleme, die Hausgehilfinnen bei der Arbeit erleben, wie etwa sexuelle Übergriffe¹¹⁵, ungerechtfertigte Diebstahlsbezeichnungen¹¹⁶ und Kündigungen¹¹⁷, physische und psychische Gewalt¹¹⁸ usw.

¹¹⁰ Dasrotewien.at, Weblexikon der Wiener Sozialdemokratie, Einigkeit – Verband der Hausgehilfinnen, online unter <<http://www.dasrotewien.at/online/page.php?P=11726>>, 29.9.2010.

¹¹¹ Bittermann-Wille, Hofmann-Weinberger, Historische Frauenzeitschriften, online unter <<http://www.onb.ac.at/files/frauenzeitschriften.pdf>> 23.7.2010.

¹¹² Der Entwurf des deutschen Hausgehilfengesetzes. In: Die Hausangestellte 16/10 (1928) 1-2, hier 2.

¹¹³ Zur Jahreswende. In: Einigkeit 15/1 (1927) 1.

¹¹⁴ Eine Fortbildungsschule für Hausgehilfinnen. In: Einigkeit 15/12 (1927) 2.

¹¹⁵ Wie man uns behandelt. Wie das Kind im Hause. In: Einigkeit 15/3 (1927) 5.

¹¹⁶ Wie man Hausgehilfinnen behandelt. In: Einigkeit 15/1 (1927) 2-3.

¹¹⁷ Bericht über die Hauptversammlung der Sektion der Hausgehilfinnen. In: Die Hausangestellte 16/12 (1928) 1-3, hier 1.

¹¹⁸ Roheitsakte von Dienstgeberinnen. In: Einigkeit 15/12 (1927) 7.

Die Hausgehilfin. Zeitschrift des Verbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs, ab 1928 geänderter Titelzusatz: Zeitung des Reichsverbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs (im Folgenden: Die Hausgehilfin)

Auch der „Reichsverband der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs“ brachte eine eigene Monatszeitschrift heraus, die erstmals 1919 unter dem Titel „Die Hausgehilfin. Zeitschrift des Verbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs“ erschienen. Ab 1928 trug sie den geänderten Titelzusatz „Zeitung des Reichsverbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs“. Der „Verband der Christlichen Hausgehilfinnen Österreich“ war 1909 von Johanna Weiß gemeinsam mit der „Katholischen Reichsfrauenorganisation“ gegründet worden.¹¹⁹ Im Kontext dieses Verbandes wurde in Wien auch das erste „Durchzugsheim“ für arbeitslose Hausgehilfinnen errichtet.¹²⁰ Wie für die ganze katholische Frauenpresse typisch, konnte auch „Die Hausgehilfin“ weit in die Bundesländer vordringen.¹²¹ „Die Hausgehilfin“ erblickte in der Christlich-Sozialen Partei ihre beste politische Vertretung und rief daher auch immer wieder zur Wahl dieser Partei auf. „Die Hausgehilfin“ propagierte das bürgerlich-dichotome Genderkonzept und forderte von den Hausgehilfinnen klassische katholische Frauentugenden wie Aufopferung, Bescheidenheit und Duldsamkeit ein.¹²² Nur so könne man sich vor der „roten Gefahr“ und der damit verbunden Unmoral und Unsitte schützen. Die gegenüber der katholischen Kirche vertretene affirmative Haltung trug zur positiven Rezeption des Austrofaschismus bei und ersparte der Hausgehilfin die üblichen Eingriffe des Regimes.

Wir vom Haushalt. Ratgeber und Unterhaltungsblatt für die Helferin im Haushalt (im Folgenden: Wir vom Haushalt)

Die Zeitschrift „Wir vom Haushalt. Ratgeber und Unterhaltungsblatt für die Helferin im Haushalt“ erschien zwischen 1927 und 1938 und pries sich der politischen Unabhängigkeit.¹²³ De facto war das Monatsblatt aber keineswegs unpolitisch, denn hinter der angeblichen Ideologiefreiheit steckte über weite Strecken eine affirmative Haltung gegenüber den

¹¹⁹ Steirische Frauenbewegung, Johanna Weiß (1874-1932), online unter < <http://www.frauenbewegung.at/cgi-bin/standardseite.cgi?index=31365> > 29.7.2010.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Bittermann-Wille, Hofmann-Weinberger, Historische Frauenzeitschriften, online unter <<http://www.onb.ac.at/files/frauenzeitschriften.pdf>> 23.7.2010.

¹²² Berufswahl. In: Die Hausgehilfin 7/6 (1925) 6.

¹²³ Die Redaktion, An unsere verehrten Abonnentinnen! In: Wir vom Haushalt 1/2 (1927) 1.

herrschenden Gesellschaftsverhältnissen.¹²⁴ Das Blatt vertrat die Auffassung, dass sich eine freundliche und fleißige Hausgehilfin sehr wohl mit ihren DienstgeberInnen arrangieren kann.¹²⁵ Die Zeitschrift lässt sich am Ehesten in der Nähe der „Christlich-Sozialen Partei“ verorten, ohne eine ähnliche Einbindung wie die „Einigkeit“ in die Sozialdemokratie oder die „Hausgehilfin“ in die katholische Frauenbewegung zu haben.

3.4. Suizidstatistiken und statistisch-sozialmedizinische Abhandlungen

Suizidstatistiken der Stadt Wien und der Republik Österreich sowie die statistisch-sozialmedizinischen Schriften von Dr. René M. Delannoy und Dr. Sigismund Peller

Die Suizidstatistiken für Österreich und Wien wurden vom Bundesamt für Statistik der Republik Österreich bzw. von der Wiener Magistratsabteilung für Statistik herausgegeben. Die konkreten AutorInnen wurden in der Regel nicht genannt, aber es liegt nahe, dass es sich dabei um Angestellte beider Ämter gehandelt hat. Für das Statistische Jahrbuch der Stadt Wien 1930-1935 kann zumindest der verantwortliche Schriftleiter, der Obermagistratsrat Wilhelm Schleifer, identifiziert werden.¹²⁶ Erwähnenswert ist auch, dass das Bundesamt für Statistik und das Magistrat für Statistik an unterschiedlichen Orten untergebracht waren. Beide haben sich zwar in Wien befunden, aber nicht im selben Haus oder Bezirk. Das Bundesamt war in der Schwarzenbergstraße 5 in 1010 Wien beheimatet und das Magistrat in der Pressgasse 24 im 4. Bezirk. Das hängt auch damit zusammen, dass das Bundesamt dem Bundesministerium für Inneres und Unterricht bzw. dem Bundeskanzleramt unterstellt war, während für das Magistrat die Gemeinde Wien zuständig war. Hierbei gilt es natürlich den politischen Hintergrund zu beachten; die Stadt Wien war bis zur Zwangsablöse von Karl Seitz im Jahr 1934 immer fest in sozialdemokratischer Hand, während der Innenminister und der Bundeskanzler seit 1920 bzw. 1921 immer von den christlich-sozialen bzw. großdeutschen Kräften gestellt wurden.

Die Arbeiten von René Marco Delannoy „Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926“¹²⁷ und von Sigismund Peller „Zur Statistik der Selbstmordhandlung“¹²⁸

¹²⁴ Haltet ein! In: Wir vom Haushalt 2/7 u. 8 (1928) 1-3, hier 2.

¹²⁵ Julian Bern, Gibt es noch ein Hausgehilfinnenproblem? In: Wir vom Haushalt 3/1 (1929) 1-3, hier 1.

¹²⁶ Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1930-1935 (Neue Folge, 3. Band).

¹²⁷ Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926.

bzw. „Die weibliche Selbstmordhandlung“¹²⁹ (beide 1932), sollen vor allem der Analyse des wissenschaftlichen Diskurs dienen und Aufschluss darüber geben, welche Erklärungsmodelle für die Suizidalität von Hausgehilfinnen respektive Frauen bereitgestellt wurden. Delannoy war Vorstand der Magistratsabteilung für Statistik und von 1929 bis 1931 Herausgeber der Zeitschrift „Biblischer Sozialismus“. Im Kontext dieser Zeitschrift war 1929 die „Vereinigung für biblischen Sozialismus“ gegründet worden, die all jenen Sozialisten eine Heimat geben sollte, die die Bibel als sozialistische Referenz verstanden. Peller war ein Sozialmediziner jüdischer Herkunft, der in den 1920er Jahren am Allgemeinen Krankenhaus der Stadt Wien gearbeitet hatte. Mitte dieses Dezenniums wurde er auch zum ersten „Director of Social Hygiene and Medical Statistics“ der Zionistischen Exekutive für Palästina ernannt. Neben dem statistischen Aspekt ist an diesen beiden Schriften interessant, dass beide Autoren die suizidale Handlung auch einer moralischen Bewertung unterziehen. Besonders Delannoy hält sich mit solchen Wertungen nicht zurück und widmet dem Thema sogar ein eigenes Kapitel, das den Titel „Sozialkritische Wertung“ trägt.¹³⁰

¹²⁸ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364.

¹²⁹ Peller, Über die weibliche Selbstmordhandlung, 59-67.

¹³⁰ Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 54-55.

4. Verortung der Hausgehilfin

Da der Diskurs über die Hausgehilfinnen ein historisches Produkt ist, gilt es auch die betroffenen Frauen in der Geschichte zu verorten. In diesem Kapitel soll vorgestellt werden, in welchem wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kontext die Suizidalität der Hausgehilfinnen ihre enormen Ausmaße erreichte. Außerdem sollen auch die Positionen der maßgeblichen politischen Parteien sowie der Frauenbewegung zur „Hausgehilfinnenfrage“ reflektiert werden.

Das Berufsbild des Hausgehilfen bzw. der Hausgehilfin wurde erst im Rahmen des ersten Hausgehilfengesetzes, das am 26. Februar 1920 verabschiedet wurde, definiert. Bis dahin hatte man immer von „DienstbotInnen“ gesprochen. Dieser Begriff wies daraufhin, dass eine Dienstleistung erbracht wurde, gab aber keinerlei Auskunft darüber, welche konkreten Tätigkeiten damit verbunden waren. Von einem klar definierten Berufsbild konnte also keine Rede sein. Das hängt auch damit zusammen, dass die Familie, in deren Hauswesen die DienstbotInnen früher aufgenommen wurden, die längste Zeit eine Produktions- und Solidargemeinschaft mit breitem Aufgabenspektrum gewesen war und keine Unterscheidung in häusliches oder „gewerbliches“ Personal kannte.¹³¹ Mit der Trennung von Arbeits- und Wohnbereich im industriellen Zeitalter und der damit verbundenen Entstehung neuer Berufe sowie ihrer Ausdifferenzierung und Professionalisierung, wandelte sich auch die Organisation der Familie. Männer arbeiten nun in „qualifizierten“ Berufen außerhalb des Hauses, während der Haushalt immer mehr zur einer „unqualifizierten“ Domäne der Frauen wurde. Auch das DienstbotInnenwesen wurde von einer solchen Professionalisierung erfasst, für männliche Dienstboten bildeten sich anerkannte bürgerliche Berufe wie kaufmännisch Bediensteter, Schaffner, Kutscher, Chauffeur usw. heraus¹³², für weibliche Dienstbotinnen blieb der Aufgabenbereich weiterhin unspezifisch und undifferenziert, was sich gut in der geläufigen Bezeichnung „Mädchen für Alles“ widerspiegelt. Die fehlende Akzeptanz für eine Berufsausbildung für Mädchen und Frauen sowie faktische Berufsausschlüsse führten dazu, dass der häusliche Dienst immer mehr zu einem Betätigungsfeld für Frauen wurde. Dienende Arbeiten im Haushalt wurden als „ideale“ und „typische“ Erwerbsfelder für Frauen propagiert, da sie der „Natur“ der Frau entsprächen und eine per-

¹³¹ Marina Tichy, Dienstbotenlektüre 1870-1920. Zum Zusammenhang von Arbeitswelt, Lesemöglichkeiten und Lesebedürfnissen. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Alltags von Unterschichtsfrauen in der bürgerlichen Gesellschaft (ungedr. Geisteswiss. Diss. Wien 1982) 14.

¹³² Ebd. 15-16.

fekte Vorbereitung für das spätere Dasein als Hausfrau und Mutter ermöglichen würden.¹³³ Diese Auffassung bewirkte, dass bereits 1910 in Österreich auf 100 Hausangestellte nur mehr 7,83 Männer entfielen, um dann bis 1934 noch weiter auf 3,62 Männer pro 100 HausgehilfInnen abzusinken.¹³⁴ Mit der Einführung des Hausgehilfengesetzes wurde nun erstmals ein Berufsbild eingeführt, wenn auch noch ein recht vages. Im Gesetzestext wird festgehalten auf welche Personengruppe und auf welche Art von Arbeit die Regelung anzuwenden ist:

„ ... Dienstverhältnis von Personen, die zur Leistung von Diensten für die Hauswirtschaft des Dienstgebers oder für die Mitglieder des Hausstandes angestellt und in die Hausgemeinschaft des Dienstgebers aufgenommen sind.“¹³⁵ (Aber nicht für, Anm. M.H.) „ ... Personen, die auch Dienste für den landwirtschaftlichen oder gewerblichen Betrieb des Dienstgebers leisten ... “¹³⁶

Charakteristisch für das Gesetz war, dass es mit globalen Formulierungen operierte, die einen weiten Interpretationsspielraum boten. So lässt das Gesetz etwa offen was „gerechtfertigte Anordnungen des Dienstgebers sind“:

„Der Hausgehilfe hat die Dienste in eigener Person zu leisten und den durch den Gegenstand der Dienstleistung gerechtfertigten Anordnungen des Dienstgebers zu entsprechen. Er hat die seiner Obsorge anvertrauten Personen und Sachen pflichtgemäß zu behandeln, die Interessen des Dienstgebers wahrzunehmen und die Gebote der Sittlichkeit zu beachten.“¹³⁷

Der Verabschiedung des Gesetzes war eine Kontroverse vorausgegangen, welcher Natur das Dienstverhältnis zwischen DienstgeberInnen und DienstnehmerInnen sein soll. So forderte die christlich-soziale Abgeordnete Hildegard Burjan, die das Parlament aufgefordert hatte ein Hausgehilfengesetz zu erarbeiten, dass das Dienstverhältnis weiterhin ein patriarchales bleiben solle:

„ ... daß das Verhältnis der in der Familiengemeinschaft lebenden Hausgehilfinnen nicht gleichgesetzt werden kann dem Verhältnis der in der Fabrik beschäf-

¹³³ Edith Rigler, Die Frauenarbeit in Österreich 1890-1934 (ungedr. Geisteswiss. Diss. Wien 1974) 57.

¹³⁴ Luise Kobau, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938 (ungedr. Geisteswiss. Diss. Wien 1985) 32.

¹³⁵ Gesetz vom 26. Februar 1920 über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), Staatsgesetzblatt für die Republik Österreich, Jahrgang 1920, ausgegeben am 10. März 1920, Nr. 101, 177-181, hier 177, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=sgb&datum=19200004&seite=00000177&zoom=2>>, 21.6.2010.

¹³⁶ Ebd.

¹³⁷ Ebd.

tigten Arbeiterin zum Arbeitgeber. Die neue Zeit hat freilich zu einer Lockerung des natürlichen Verhältnisses zwischen Dienstgeber und Dienstnehmer geführt und man geht von gewissen Seiten daran, es in ein reines Vertragsverhältnis über Dienstleistungen und entsprechenden Lohn umzuwandeln. Meines Erachtens aber widerspricht das vollkommen der Art des Dienstverhältnisses.“¹³⁸

Mit den „gewissen Seiten“ meinte Burjan die SozialdemokratInnen, die einen verbesserten ArbeitnehmerInnenschutz einforderten, allerdings selbst noch nicht ganz überzeugt waren, dass das Arbeitsverhältnis zwischen DienstgeberIn und HausgehilfIn mit jeder anderen Lohnarbeit gleichzusetzen ist. So meinte die Sozialdemokratin Adelheid Popp in der gleichen Parlamentssitzung: „Ich weiß auch, daß man diese häuslichen Dinge nicht mit einer Fabrik und Werkstätte auf eine Stufe stellen kann ...“¹³⁹ Popp selbst war es gewesen, die 1912 in ihrer Schrift „Hausklavinnen“ die Lage der Dienstmädchen als sklavenähnlich beschrieb und diesen Missstand an dem patriarchal organisierten Arbeitsverhältnis und an den fehlenden gesetzlichen Schutzbestimmungen festgemacht hatte: „Die reaktionären gesetzlichen Bestimmungen für Diensthofen sind in erster Linie mitverantwortlich, daß die große Zahl der in häuslichen Diensten stehenden Mädchen Parias, das heißt Ausgestoßene sind“.¹⁴⁰ Die Sozialdemokratin Popp hatte in jungen Jahren selbst als Dienstmädchen gearbeitet und kannte daher die Missstände und auch die Suizidproblematik gut. Es war schließlich dann auch Popp, die gemeinsam mit ihrer Kollegin Anna Boschek den Gesetzesentwurf zum Hausgehilfengesetz von 1920 vorlegte und auch die Novelle von 1926 initiierte.¹⁴¹ Das Gesetz konnte schlussendlich zu Stande kommen, weil einerseits der Handlungsbedarf sehr groß war und andererseits die SozialdemokratInnen auf eine fixe Regelung der täglichen Arbeitszeit verzichteten.

Immerhin sorgte das Gesetz für eine erstmalige Festsetzung der Ruhezeiten, indem eine Nachtruhezeit von neun Stunden, für die ein von innen abschließbarer Schlafräum zur Verfügung gestellt werden musste, und eine zweistündige Pause zur Essensaufnahme einge-

¹³⁸ Hildegard Burjan, 64. Sitzung, Konstituierende Nationalversammlung, 26. Februar 1920, S. 1824-1825, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=spe&datum=00020003&seite=00001824&zoom=2>>, 20.6.2010.

¹³⁹ Adelheid Popp, 64. Sitzung, Konstituierende Nationalversammlung, 26. Februar 1920, S. 1831, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=spe&datum=00020003&seite=00001831&zoom=2>>, 20.6.2010.

¹⁴⁰ Adelheid Popp, Hausklavinnen. Ein Beitrag zur Lage der Dienstmädchen (Wien 1912) Einleitung.

¹⁴¹ Bundesgesetz vom 26. März 1926, betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 26. Februar 1920, St.G.Bl. Nr. 101, über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), Bundesgesetzblatt 1926, Stück 15, Nr. 71 u. 72, 295-296, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgb&datum=19260004&seite=00000296&zoom=2>>, 21.6.2010.

führt wurden. Was Schutzbestimmungen bezüglich gesundheitsgefährdender Arbeitsprozesse angeht, so fehlen diese im Gesetz gänzlich, allerdings wurde bestimmt, dass erkrankte Dienstboten nicht mehr einfach gekündigt werden konnten. Was die Krankenversicherungspflicht für häusliche Angestellte angeht, so wurde diese erst 1921 eingeführt. Die Einbeziehung der HausgehilfInnen in die Arbeitslosen- und Pensionsversicherung sowie in den Mutterschutz erfolgte gar erst in der Zweiten Republik. Mit dem Gesetz von 1920 wurde erstmals ein Urlaubsanspruch geschaffen. Nach einem Jahr ununterbrochener Beschäftigung war eine Woche Urlaub zu gewähren, nach zwei Jahren am Stück zwei Wochen und nach fünf ununterbrochenen Jahren drei Wochen. In der Praxis führte dieses Gesetz dazu, dass HausgehilfInnen vor der Erreichung ihres Urlaubsanspruches gekündigt und unmittelbar danach wieder eingestellt wurden. Eine weitere Verbesserung stellte die Aufhebung der Polizeigerichtsbarkeit über die HausgehilfInnen dar. Die Zustimmung der Christlich-Sozialen zum Gesetz dürfte neben den auch von dieser Gruppe benannten sozialen Missständen sowohl auf den Mangel an gut qualifiziertem Hauspersonal als auch auf die gewünschten Rückkehr von Fabrikarbeiterinnen in den häuslichen Dienst zurückzuführen sein. In diesem Kontext überrascht es dann auch nicht, dass die Christlich-Sozialen die Forderung nach einer (verbesserten) Ausbildung für HausgehilfInnen aufstellten, die auch von den SozialdemokratInnen und der katholischen Frauenbewegung unterstützt wurde. Trotz der gesetzlichen Vorschriften änderte sich am Alltag der Hausgehilfinnen wenig, da die Arbeit weiterhin schwer und die Bestimmungen des Gesetzes häufig nicht eingehalten wurden. So wurde 1926 von Käthe Leichter in ihrer Studie über die Hausgehilfinnen festgestellt, dass trotz der maximal zulässigen Arbeitszeit von 13 Stunden mehr als die Hälfte täglich über 14 Stunden und zehn Prozent über 16 Stunden arbeitete.¹⁴² Das Gesetz von 1920 wurde am 19. Juli 1923 (strafrechtliche Verfolgung für DienstgeberInnen, wenn sie Einstellungen trotz fehlender Dienstkarte vorgenommen hatten)¹⁴³, am 20. März 1926 (Hausgehilfengesetz ab nun auch für Gemeinden unter 5.000 EinwohnerInnen gültig)¹⁴⁴, und am 4. Dezember 1936 (Schutz minderjähriger HausgehilfInnen vor rechtskräftig verur-

¹⁴² Käthe Leichter, Wie leben die Hausgehilfinnen? Eine Erhebung über die Arbeitsverhältnisse der Wiener Hausgehilfinnen. In: *Einigkeit* 14/4 (1926) 1.

¹⁴³ 428. Bundesgesetz vom 19. Juli 1923, womit das Gesetz vom 26. Februar, St.G.Bl. Nr 101, über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), ergänzt wird, Bundesgesetzblatt 1920-1934, S. 1402, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgb&datum=19230004&zoom=2&seite=00001402&ues=0&x=7&y=9>>, 26.7.2010.

¹⁴⁴ 72. Bundesgesetz vom 26. März 1926, betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 26. Februar 1920, St.G.Bl. Nr. 101, über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), Bundesgesetzblatt 1920-1934, S. 295, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgb&datum=19260004&zoom=2&seite=00000295&ues=0&x=19&y=3>>, 23.7.2010.

teilten GewalttäterInnen) geringfügig novelliert.¹⁴⁵ Weitergehende Reformen scheiterten an den unversöhnlichen Positionen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der Christlich-Sozialen Partei.

Was das Verhalten der Frauenbewegung zur sogenannten „Hausgehilfinnenfrage“ angeht, so verlaufen aufgrund der Nähe eines Teils der Protagonistinnen zu politischen Parteien bzw. zur katholischen Kirche, die Gräben nicht selten in analogen Bahnen. Vor allem die sogenannte proletarische Frauenbewegung war stark von der Position der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei geprägt, dass nur die Lösung der „sozialen Frage“ auch die Lösung der „Hausgehilfinnenfrage“ bringen könne. Was das konkrete Verhalten der bürgerlich-liberalen, der proletarischen und der katholischen Frauenbewegung zur Hausgehilfinnenfrage angeht, so formulierten zwar alle drei durchaus ähnliche Verbesserungswünsche, hielten sich aber bei der gemeinsamen Einforderung deutlich zurück. Das hing neben den ideologischen Gräben vor allem auch damit zusammen, dass die Verbesserungsvorschläge von unterschiedlichen Motivationen und Zielen geprägt waren. Vor allem zwischen der proletarischen und der katholischen Frauenbewegung gab es wegen des traditionellen Frauenbilds letzterer¹⁴⁶ und deren Ansicht, dass einzig eine Rekatholisierung soziale Missstände beseitigen oder zumindest reduzieren würde, unüberbrückbare Differenzen.¹⁴⁷ Ähnliches gilt auch für die proletarische und die bürgerlich-liberale Frauenbewegung, die zwar beide das Frauenwahlrecht, die Gleichberechtigung der Geschlechter und soziale Reformen befürworteten, aber aufgrund der Klassenfrage nur schwer zueinander einander finden konnten. Für die bürgerlich-liberalen Frauen war durch die Etablierung der Hausarbeit als Lohnarbeit und der zunehmenden Auflösung des patriarchalen Abhängigkeitsverhältnisses die Ausblendung der Klassenfrage möglich geworden¹⁴⁸ und daher konzentrierte sie sich hauptsächlich auf Forderungen für breitere und bessere Ausbildungsmöglichkeiten. Hinzu kam noch, dass die bürgerlich-liberalen

¹⁴⁵ 407. Bundesgesetz, womit das Hausgehilfengesetz, St.G.Bl. Nr. 101/1920, ergänzt wird (Hausgehilfengesetznovelle 1936), Bundesgesetzblatt für den Bundesstaat Österreich 1934-1938, S. 935, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgl&datum=19360004&zoom=2&seite=00000935&ues=0&x=7&y=2>>, 27.7.2010.

¹⁴⁶ Michaela Kronthaler, Die Frauenfrage als treibende Kraft. Hildegard Burjans innovative Rolle im Sozialkatholizismus und Politischen Katholizismus vom Ende der Monarchie bis zur „Selbstausschaltung“ des Parlaments (Grazer Beiträge zur Theologie-Geschichte und kirchlichen Zeit-Geschichte 8, Graz u. a. 1995) 44-47.

¹⁴⁷ Irene Schöffmann, Die bürgerliche Frauenbewegung im Austrofaschismus. Eine Studie zur Krise des Geschlechterverhältnisses am Beispiel des Bundes österreichischer Frauenvereine und der katholischen Frauenorganisation für die Erzdiözese Wien (Ungedr. Geisteswi. Diss. Universität Wien 1986) 249.

¹⁴⁸ Beate Wirthensohn, Trautes Heim – Glück allein. Über das Verschwinden der Dienstmädchen im Zeitalter der Hausfrau. In: Monika Bernold et. al., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? (Historische Schnitte ins Private, Wien 1990) 81-104, hier 88.

Frauen eine weitere und vor allem dauerhafte Integration von Frauen in die Erwerbsarbeit nicht befürworteten¹⁴⁹, denn unter Arbeiterinnenschutz verstanden sie u. a. auch, diese vom Arbeitsmarkt fernzuhalten.¹⁵⁰ Nichtsdestotrotz gab es aber eine punktuelle Zusammenarbeit, wie etwa bei der Durchsetzung des Hausgehilfengesetz von 1920. Darüber hinaus unterstützte die bürgerlich-liberale Frauenbewegung auch die von der proletarischen Frauenbewegung geforderte Entschärfung des Strafrechtsparagraphen 144, der Abtreibungen kriminalisierte.¹⁵¹

Zum Alltag der Hausgehilfinnen gehörte, dass die DienstgeberInnen sich das Recht herausnahmen zurechtzuweisen, vom Personal aber erwarteten, nicht zu widersprechen. Daher schwebte bei der Austragung von Konflikten häufig das Damoklesschwert einer Kündigung über den Hausgehilfinnen. Besonders in den wirtschaftlich sehr angespannten Jahren nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre, dürfte für die Hausgehilfinnen eine vorsichtige und abwartende Konfliktstrategie das Mittel der Wahl gewesen sein, da aufgrund der knappen offenen Stellen und der fehlenden Eingliederung in die Arbeitslosenversicherung eine Kündigung die Verelendung bedeuten konnte. Im Jahr 1934 gab es unter den Hausgehilfinnen in Wien eine Arbeitslosenrate von rund 12 %¹⁵², und das obwohl die Zahl der Hausgehilfinnen von 93.492 im Jahr 1923 auf 49.510 im Jahr 1934 zurückgegangen war.¹⁵³ Die Ursache für den Rückgang der Frauen im häuslichen Dienst ist auf mehrere Faktoren zurückzuführen. Dazu gehören etwa, dass sich in den Fabriken neue, besser geregelte Arbeitsmöglichkeiten boten und dass mit dem Ende der Monarchie auch ein Teil des Arbeitsmarkts weggefallen war. Von Seiten der DienstgeberInnen wurde als Faktor angeführt, dass die 1920 eingeführte Hauspersonalabgabe die Finanzierung des Hauspersonals schier verunmöglichen würde, wobei ausgeblendet wurde, dass diese erst ab zwei Hausgehilfinnen zu bezahlen war.¹⁵⁴ Der Hintergrund für diese Aussage lag in der Tatsache, dass vor allem die mittelständischen und kleinbürgerlichen DienstgeberInnen in den 1920er Jahren einiges an finanzieller und wirtschaftlicher Potenz

¹⁴⁹ Frauenerwerbstätigkeit wurde häufig nur als Übergangsstadium zum Hausfrauendasein verstanden.

¹⁵⁰ Ursula Flossmann, Frauenrechtsgeschichte. Ein Leitfaden für den Rechtsunterricht (Linzer Schriften zur Frauenforschung 26, Linz 2006) 149.

¹⁵¹ Andrea Ellmeier, Frauenpolitik. Zur Geschichte emanzipatorischer Politik und Praxis (in der Ersten Welt). Am Beispiel Österreich. In: Forum Politische Bildung (Hg.), Geschlechtergeschichte. Gleichstellungspolitik. Gender Mainstreaming (Informationen zur Politischen Bildung 26, Innsbruck u. a. 2006) 5-23, hier 11.

¹⁵² Die Ergebnisse der Österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934 (Statistik des Bundesstaates Österreich, Heft 1, Wien 1935) 138.

¹⁵³ Hannes Stekl, Hausrechtliche Abhängigkeit in der industriellen Gesellschaft. Das häusliche Personal vom 16. bis ins 20. Jahrhundert. In: Verein für Geschichte der Stadt Wien (Hg.), Wiener Geschichtsblätter (30. Jg., Wien 1975) 301-313, hier 302.

¹⁵⁴ Kobau, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938, 37.

verloren hatten. Des Weiteren gilt es zu berücksichtigen, dass die beginnende Technologisierung der Hausarbeit wirksam zu werden begann und den Personalbedarf reduzierte. Abgesehen davon hat die wachsende Fokussierung auf die in sich geschlossene Kernfamilie und die Etablierung der Hausarbeit als „Liebesdienst“ der Frau an ihrer Familie einen tiefgehenden sozialen Wandel eingeleitet.¹⁵⁵ Im Zuge dieses Prozesses erlebte vor allem die mittelständische Hausfrau eine ideologische Aufwertung, weil sie die Hausarbeit nicht des Geldes wegen erledigte, sondern aus Liebe. Daraus leitete sich auch eines der wichtigsten Argumente gegen die Hausgehilfin ab, deren Glück trotz Bezahlung ja nie so groß sein könne, weil sie für Fremde schafft und der fehlende Familienanschluss sie einsam und verlassen macht. Für die großbürgerlichen Familien blieb die Hausgehilfin hingegen nach wie vor ein „Statussymbol“. Wie der nachstehenden Tabelle zu entnehmen ist, nahm der Rückgang der Hausgehilfinnen zwischen 1923 und 1934 dramatisch zu, obwohl im Zuge der Kampagnen gegen die Erwerbstätigkeit von Frauen in Industrie, Gewerbe und Staatsdienst und der sich insgesamt verschlechternden wirtschaftlichen Lage nicht wenige arbeitslose Frauen (wieder) bereit waren ein Dasein als Hausgehilfin zu akzeptierten.¹⁵⁶ Diese Entwicklung dürfte dazu beigetragen haben, dass sich die Zahl der arbeitslosen Hausgehilfinnen von 1923 auf 1934 verdoppelt hat.

Anteil der Hausgehilfinnen an der Wiener Gesamtbevölkerung 1910-1934¹⁵⁷

Jahr	Hausgehilfinnen absolut	in %	Gesamtbevölkerung Wien
1910	101.364	5,0	2.031.498
1923	93.492	5,0	1.865.780
1934	49.510	2,6	1.860.308

Arbeitslose Hausgehilfinnen in Wien 1910-1934¹⁵⁸

Jahr	Arbeitslose Hausgehilfinnen
1910	2.503
1923	2.865
1934	6.138

¹⁵⁵ Beate Wirthensohn, Trautes Heim – Glück allein. Über das Verschwinden der Dienstmädchen im Zeitalter der Hausfrau. In: Monika Bernold, et. al., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? 81-104, hier 89-90.

¹⁵⁶ Christa Hämmerle, „Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer ...“ Zum historischen Kontext einer „Krise der Männlichkeit“ in Österreich. In: L' Homme, Krise(n) der Männlichkeit 19/2 (2008) 51-74, hier 61.

¹⁵⁷ Siehe Fußnote 131.

¹⁵⁸ Siehe Fußnote 130.

Obwohl sich das patriarchale Abhängigkeitsverhältnis in der Zwischenkriegszeit lockerte, war der Alltag der Hausgehilfin nach wie vor stark von der noch immer weitreichenden Verfügungsgewalt der DienstgeberInnen geprägt. So blieb es weiterhin täglich gelebte Praxis, dass der Dienstort nicht ohne Erlaubnis verlassen werden durfte und ein Zuwiderhandeln in einer Kündigung enden konnte. Darüber hinaus war in der Regel bei den DienstgeberInnen anzufragen, wenn man Besuch am Dienstort empfangen wollte. Die übliche Anredeformel „Du“ für die HausgehilfInnen, während diese ihre Herrschaft zu siezen hatten und die Bezeichnung „Mädchen“ demonstrieren sehr gut das Machtgefälle, dass zwischen den Bediensteten und den ArbeitgeberInnen herrschte. Das Momentum der Abgrenzung zu den anderen sozialen Schichten blieb trotz der Tatsache, dass das Kleinbürgertum und der Mittelstand in wirtschaftliche Bedrängnis geraten waren, weiterhin wichtig im bürgerlichen Selbstverständnis. Obwohl die meist einzige verbliebene Hausgehilfin im gleichen Haushalt lebte und wichtige Arbeiten für die Inszenierung der bürgerlichen Welt leistete, schottete sich die bürgerliche Kernfamilie immer mehr gegen diese ab. Charakteristisch für die Wiener HausgehilfInnen war, dass sie vom Land kamen, meist den ökonomisch schlecht gestellten Gesellschaftsschichten angehörten und gerade noch die Pflichtschule, geschweige denn eine andere Ausbildung, beendet hatten. Die Motivation der Familien ihre Töchter in den Dienst zu schicken wurde bereits angesprochen und lag in dem Glauben, dass dies ein anständiger und adäquater Vorbereitungsberuf für das spätere Leben als verheiratete Hausfrau sei. Der Gang in die Lehre blieb in diesen Jahren noch vielfach den Söhnen vorbehalten, von denen erwartet wurde, dass sie die spätere Familie versorgten. Hier zeigen sich deutlich die Rückkoppelungseffekte des bürgerlichen Familienmodells, dass nun auch von den unterprivilegierten Gesellschaftsschichten immer stärker angestrebt wurde. Neben diesen Gründen spielten vielfach auch konfliktuöse Familiensituationen, autoritäre Erziehungsstile, materielle Not und das Fehlen von anderen Berufsperspektiven eine Rolle.¹⁵⁹ Obwohl manche Mädchen von ihren Familien regelrecht in den Dienstberuf hineingedrängt wurden, gab es natürlich auch welche, die diesen Beruf als Chance auffassten ihrem alten Leben zu entfliehen. Maria Orthofer nennt als solche Motivatoren die Aussicht auf Barvermögen sowie einer damit möglichen Existenzsicherung (ländliche DienstbotInnen verdienten noch weniger und wurden teilweise noch in Naturalien entlohnt), einer (Aus-)Bildung für die moderne Industriegesellschaft, das Fußfassen in einem bürgerlichen Beruf sowie die Aussicht auf verbesserte Heiratschancen und einer Heirat nach „oben“, wie sie von den ArbeitgeberInnen gerne propagiert wurde, tatsächlich

¹⁵⁹ Kobau, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938, 16-28.

aber kaum jemals eintrat.¹⁶⁰ Hinzu kam noch, dass gerade für Haustöchter aus dem Agrarbereich eine sehr hohe Arbeitsbelastung vorlag und sie in der Regel die unterste Hierarchiestufe in der Familie einnahmen.¹⁶¹ Illusionäre Berufsvorstellungen wurden manchmal bewusst nicht ausgeräumt, da einige Familien aufgrund des Wissens, dass Töchter bei außerhäuslicher Erwerbstätigkeit viel eher als die Söhne Geld zu Hause abliefern, gezielt auf dieses „Zusatz Einkommen“ spekulierten.¹⁶² Das Resultat dieser Entwicklung war die bereits dargelegte, außerordentlich starke Dominanz der Frauen in diesem Beruf, der als ein angesehenes Übergangsstadium zur Ehe galt.¹⁶³ Dieses Ansehen ergab sich aus dem Glauben, dass die jungen Frauen in den BürgerInnenhaushalten Sittsamkeit und Anstand sowie Bescheidenheit und Folgsamkeit lernen würden. Mit dem selben Sittlichkeitsargument wurden Kampagnen gegen die industrielle Frauenerwerbsarbeit geführt, da die Anwesenheit von fremden Männern eine Gefahr für die jungen Frauen darstellen würde.¹⁶⁴ Außerdem wurde behauptet, dass die Arbeit in den Fabriken außerhalb der „Natur“ der Frau liegen würde. Das Argument, dass der häusliche Dienst Schutz vor Unmoral und Unsitte bieten würde, darf als blanker Zynismus verstanden werden, denn gerade im häuslichen Dienst wurden Frauen zu sexuellem Freiwild degradiert. Was diese sexuellen Übergriffe in den ArbeitgeberInnenhaushalten angeht, so wurden diese nicht nur von den Hausherrn und deren Söhnen verübt, sondern auch von männlichen Besuchern. In beiderlei Fällen war es nicht unüblich über diese Vorfälle hinweg zu sehen oder diese zu verharmlosen. Es war in den Medien, vor allem in den konservativeren, durchaus üblich, Vorfälle dieser Art nicht direkt beim Namen zu nennen, sondern zu umschreiben. So schreibt etwa die Hausgehilfinnen-Zeitschrift „Wir vom Haushalt“ von „... einem wirklich dringenden Bedürfnis des vereinsamten Hausherrn ... Die Einzelheiten dieser Auseinandersetzung zwischen den beiden sind uns nicht mehr rememberlich“.¹⁶⁵ Was den Aktionsraum von sexuell belästigten und vergewaltigten Hausgehilfinnen angeht, so war dieser aufgrund des Machtgefälles sehr beschränkt, denn eine Zurechtweisung des Täters, aber auch eine Thematisierung der Vorfälle gegenüber anderen Familienmitgliedern, konnte rasch in gegenteiligen Beschuldigungen oder einer Kündigung enden. So war es durchaus üblich den Hausgehilfinnen die Schuld

¹⁶⁰ Maria Orthofer, Au-pair. Von der Kulturträgerin zum Dienstmädchen. Die moderne Kleinfamilie als Bildungsbörse und Arbeitsplatz (Wien u. a. 2009) 95-96.

¹⁶¹ Ebd., 95.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Marianne Hönig, Die Frau in den hauswirtschaftlichen Berufen. In: Martha Braun (Hg.), Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich (Wien 1930) 333-339, hier 336.

¹⁶⁴ Edith Rigler, Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien 8, Wien 1976) 67.

¹⁶⁵ Etwas von uns. In: Wir vom Haushalt. Ratgeber und Unterhaltungsblatt für die Helferinnen im Haushalt 2/6 (1928) 1-2, hier 1.

zuzuschieben und sie als „Verführerinnen“ zu diskreditieren. Selbst bei einem offensichtlichen Fehlverhalten des Mannes konnte es vorkommen, dass die Ehefrauen von dieser Strategie Gebrauch machten, da sie den eigenen Mann kaum hinauswerfen konnten. Dieser Umstand führte dazu, dass viele Hausgehilfinnen selbst die Konsequenzen zogen und den Posten kündigten. Allerdings gab es auch sexuelle Beziehungen, die von beiden Seiten erwünscht waren oder die von den Hausherrn mit Geld oder anderen Zuwendungen erkaufte wurden. In diesem Zusammenhang gilt es auf das Problem des Abrutschens in die Prostitution hinzuweisen. Laut einer Untersuchung über die Jahre 1914 bis 1929 waren 30 % der gezählten Prostituierten ehemalige Hausgehilfinnen.¹⁶⁶ Ein weiteres, sich häufig daran anschließendes Problem war jenes der unehelichen Schwangerschaften, egal ob diese aus legalen Beziehungen oder aus Vergewaltigungen resultierten, denn eine unverheiratete oder alleinerziehende Mutter zu sein, kam in jener Zeit noch einer sozialen Stigmatisierung gleich und brachte auch eine Menge finanzieller Probleme mit sich. So wurden etwa Dienstmädchen mit Kind kaum mehr beschäftigt, was besonders schwer wog, da so gut wie jede Geburt einer Hausgehilfin eine uneheliche war.¹⁶⁷ Diese prekären Zukunftsaussichten dürften ein nicht unwesentlicher Grund für Schwangerschaftsabbrüche gewesen sein, die in diesen Jahren noch strafverfolgt wurden. Die Sonderuntersuchung 1924 über das Verbrechen der Abtreibung zeigt, dass am häufigsten Frauen aus den niederen Gesellschaftsschichten verurteilt wurden und da besonders Dienstmädchen.¹⁶⁸ Das bedeutet allerdings nicht, dass tatsächlich die meisten Abtreibungen auf diese Personengruppe entfielen, sondern nur, dass sie besonders häufig strafrechtlich verfolgt und auch verurteilt wurden. In diesem Kontext gilt es darauf hinzuweisen, dass sich Adelheid Popp für einen straffreien Schwangerschaftsabbruch bis zum dritten Schwangerschaftsmonat stark machte.¹⁶⁹ Weitere Probleme im Leben von Hausgehilfinnen konnten sich dadurch ergeben, dass von Seiten der Dienstgeber-Familie ungerechtfertigte Diebstahlsbezeichnungen erhoben wurden. Neben diesen Bezeichnungen, die meist jeder Basis entbehrt haben, gab es natürlich auch tatsächliche Diebstähle, u. a. aufgrund der materiellen Not der Hausgehilfinnen. Aus diesen Gründen herrschte ein großes Misstrauen gegenüber den Hausgehilfinnen und daher wurden ihnen immer wieder Fallen gestellt, indem bewusst ein paar Münzen etc. offen liegen gelassen wurden.

¹⁶⁶ Kobau, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938, 150.

¹⁶⁷ Laut Kobau entfielen 1912/1913 über 94 % der unehelichen Geburten auf Hausgehilfinnen. Siehe dazu: Kobau, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938, 29.

¹⁶⁸ Kobau, Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938, 135.

¹⁶⁹ Republik Österreich, Parlament, Adelheid Popp als Parlamentarierin. Die parlamentarischen Mühlen im Kampf um Frauenrechte, online unter <http://www.parlament.gv.at/PG/PR/JAHR_2009/PK0190/PK0190.shtml> 11.6.2009.

5. Aussagefelder und Wissensbestände über die suizidgefährdete Hausgehilfin

Der erste Teil dieses Kapitels soll einer kurzen Zusammenfassung der allgemeinen Aussagefelder und Wissensbestände über die Hausgehilfin dienen, die im vorigen Kapitel bereits angedeutet worden sind. Da die allgemeinen Aussagefelder in enger Verbindung mit den spezifisch suizidbezogenen stehen und den kontextuellen Hintergrund für weitere bilden, erschien es mir wichtig sie noch einmal zu benennen, damit nachvollzogen werden kann, wie sie sich gegenseitig strukturierten. Der zweite Teil dieses Kapitels widmet sich dann dezidiert den suizidbezogenen Aussagefeldern, die den Rahmen vorgaben, wie diese Frauen und ihre Handlungen diskutiert werden konnten. Im Wesentlichen gab es vier sich stark überschneidende Aussagefelder. Die Überschneidungen ergaben sich dadurch, dass die Anzahl der Aussagen begrenzt war und dass die einzelnen Aussagen ihren Status nur durch gleichförmige Wiederholung und Einpassung in den Diskurs aufrechterhalten konnten. Aufgrund der Knappheit der Aussagen konnte die Hausgehilfin also nur in einem bestimmten thematischen Rahmen diskursiviert werden. Diese Aussagefelder waren wiederum an zeitspezifische Wissensbestände und -vorräte gekoppelt, die, wenn sie zum „common sense“ gehörten, eine besondere Wirkmächtigkeit entfalten konnten.

Eines der präsentesten Aussagefelder zur Hausgehilfin war dem Thema der Entwicklung des Dienstverhältnisses von einem patriarchalischen mit Familienanschluss in Richtung eines gesetzlich geregelten Arbeitsverhältnisses ohne Familienanschluss gewidmet. Dass diese Transformation auf dem Weg und bereits weit fortgeschritten war, stellte einen gesicherten Wissensbestand dar; Uneinigkeit herrschte allerdings darüber, wie das zu bewerten sei. Ähnlich prominent war die Aussage, dass die Arbeit als Hausgehilfin eine gute und adäquate Beschäftigung für (junge) Frauen sei. Das Wissen um die im vorigen Kapitel genannten Missstände war nicht nur auf Seiten der Hausgehilfinnen vorhanden, sondern auch bei den DienstgeberInnen und der gesamten Gesellschaft. Auf Seiten der DienstgeberInnen gab es mehrere Strategien mit diesem Wissen umzugehen. Eine Strategie war es, dieses Wissen zu leugnen oder zu tabuisieren, eine andere, es als Folge des Fehlverhaltens mancher DienstgeberInnen oder Hausgehilfinnen zu interpretieren und eine dritte, das Abweichen vom alten patriarchalen Dienstverhältnis für die Misere verantwortlich zu machen. Ein Beispiel für die Anwendung der „Fehlverhalten-Strategie“ findet sich etwa in der Hausgehilfinnen-Zeitschrift „Wir vom Haushalt“, wo in einem

Artikel die Meinung vertreten wird, dass Eingriffe in die persönliche Freiheit hauptsächlich bei bestimmten DienstgeberInnen vorkommen würden:

„... daß sich die Mehrzahl solcher krasser Uebergriffe immer bei einer gewissen Sorte von Ausländern, Balkanesen und Ostländern, die seit dem 14er Jahr ‚Wiener‘ geworden sind, abgespielt haben.“¹⁷⁰

Neben diesen Abwehrstrategien gab es aber auch eine Anerkennung dieses Wissens und eine aktive Einforderung von Verbesserungen, etwa in Form einer allgemeinen Hebung des Standes und einer Professionalisierung des HausgehilfInnenwesens. Eng verknüpft mit dem Wissen um den niedrigen gesellschaftlichen Rang der Hausgehilfinnen war das Wissen, dass diese Frauen nur eingeschränkte Möglichkeiten hatten, aktiv gegen erlebtes Unrecht vorzugehen. Und taten sie es doch, dann wussten die DienstgeberInnen, dass die Glaubwürdigkeit der Hausgehilfinnen schnell durch die Behauptung der Unredlichkeit und eines „unsittlichen“ Lebenswandels erschüttert werden konnte. Das hing nicht nur mit dem niedrigen Stand zusammen, sondern ergab sich auch daraus, dass hauptsächlich Frauen in diesem Beruf gearbeitet haben, die noch dazu meist sehr jung war. Hier zeigt sich deutlich, wie das Wissen um die gesellschaftliche Hierarchie, die Konstruktion der Frau als das schwache, verführbare, passive Geschlecht und die Attribuierung des jungen Alters mit Unmoral und Unsitte ineinandergegriffen und die Hausgehilfin als ein gesellschaftlich „schwaches“ Subjekt mit geringen Machtressourcen konstituiert haben. An diesem Beispiel zeigt sich gut, wie notwendig der Rückbezug zum historischen Kontext ist, da sonst nicht nachvollzogen werden könnte, warum die Hausgehilfin in der sozialen Hierarchie so weit unten stand.

Auf einer sehr allgemeinen Ebene lässt sich sagen, dass sich die meisten Aussagefelder zur Hausgehilfin zwischen zwei Polen bewegen: Da ist einerseits der Aussage-Pol, dass die Hausgehilfin durch die ungenügende soziale Absicherung, die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, die schwachen gesetzlichen Schutzbestimmungen, durch ihre Fremdheit in der Stadt und durch ihre weitgehend fehlende Organisiertheit in eine missliche Lage versetzt wird. Auf dem anderen Pol finden sich die Aussagen, dass sie durch die gesetzliche Anerkennung als Hausgehilfin und die damit einhergehende partielle Aufhebung des alten patriarchalen Dienstverhältnisses in eine schlechte Lage gebracht wird, sich aber auch selbst durch sexuelle Freizügigkeit und kriminelle Aspirationen

¹⁷⁰ Etwas von uns. In: Wir vom Haushalt 6 (1928) 1-2, hier 2.

gefährdet. Nach dieser kurzen Zusammenfassung soll nun der Blick in Richtung der vier suizidspezifischen Aussagefelder gewendet werden, die sich u. a. auch durch den Ort ihrer Diskussion unterschieden haben. Es gab Aussagefelder, die stärker im Spezialdiskurs aufgetreten sind und welche, die im Interdiskurs eine größere Rolle gespielt haben, wobei es natürlich zwischen dem einen und dem anderen Diskurs Verknüpfungen und Diffundierungsprozesse gegeben hat.

Das erste Aussagefeld zur suizidalen Hausgehilfin beschäftigt sich damit, wie mit dem Wissen um die hohe Suizidgefährdung dieser Frauen umgegangen werden soll. Im Wesentlichen lassen sich hierbei zwei Strategien identifizieren, die erste besteht im Tabuisieren und Unterdrücken dieses Wissens und die andere im aktiven Thematisieren dieses Umstandes, sowie seiner Instrumentalisierung zur Einforderung von Verbesserungen für die Hausgehilfinnen. Die Entscheidung, ob dieses Wissen thematisiert oder tabuisiert wurde, hing auch damit zusammen, welche Ursachen man hinter der steigenden Suizidgefährdung der Hausgehilfinnen vermutete. In der Auseinandersetzung mit den christlichen Organisationen und deren Verbänden ist immer mit zu bedenken, dass die katholische Kirche den Suizid als Sünde bewertet hat. Dieser Umstand hat wohl die Ursache für die typische Tabuisierung in diesen Kreisen gebildet. Das Dogma der Kirche, dass im Ertragen von Leid Heil liegt, kann man als den Versuch eines „suizidpräventiven“ Glaubenssatzes interpretieren, da für das Durchhalten eine „Belohnung“, das ist in diesem Fall die Gottesnähe, in Aussicht gestellt wird. P. Stix, hierbei dürfte sich um einen Priester handeln, argumentiert in der katholisch orientierten Zeitschrift „Die Hausgehilfin“ genau in diesem Sinne:

„Wieviele Menschen gibt es nicht, die das Leiden als eine furchtbare Qual betrachten. Es gibt aber auch, Gott sei Dank, noch solche, welche das Leiden mit Freuden ertragen, denn gerade im Leiden ist man dem lieben Gott am nächsten.“¹⁷¹

Trotz der Betonung der Qualität des Leides verschloss die katholische Kirche aber nicht die Augen vor den sozialen Missständen ihrer Zeit, die besonders in den päpstlichen Enzykliken „Rerum Novarum“ (1891) und „Quadragesimo anno“ (1931) thematisiert wurden. Allerdings beharrte die Kirche darauf, dass die Grundlage zur Lösung dieser Probleme eine (Wieder)Besinnung auf die christliche Glaubenslehre und die caritas sein müsse.

¹⁷¹ P. Stix, Eine Belehrung am Krankenlager. In: Die Hausgehilfin. Zeitschrift des Verbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs 9/4 (1927) 2-3, hier 2.

Im Zusammenhang mit der hohen Suizid- und Suizidversuchsrate der Hausgehilfinnen taucht als Zuspitzung immer wieder die Aussage der „Selbstmordepidemie“ oder der „Selbstmordseuche“ auf. Bei dieser Aussage schwingt mit, dass die Suizide bzw. Suizidversuche unkontrollierbar zunehmen könnten. Dieser Aussage ist ein Drohpotential inhärent, dass vor allem von sozialdemokratischer Seite genutzt wurde, um Verbesserungen für die Hausgehilfinnen einzufordern. Dieser Aspekt schlägt auch die Brücke zum zweiten großen Aussagefeld, das sich damit beschäftigt, wie die suizidale Handlung zu bewerten ist. Hier steht die Frage im Vordergrund, ob der Suizid zulässig ist und welche Rechte und Pflichten das Individuum gegenüber sich selbst hat. Hat das Individuum, wie von Immanuel Kant postuliert, eine kategorische Pflicht gegen sich selbst und darf sich daher auf gar keinen Fall selbst töten, oder hat es ein prinzipielles Recht auf den „freiwilligen“ Lebensverzicht, wie von David Hume postuliert?¹⁷² Eng verwandt mit der Diskussion um die Erlaubtheit des Suizids ist die Frage, ob es Situationen geben kann, in denen ein Suizid „zulässig“ werden kann und welche das dann wären. Typisch für diesen Bereich ist die Unterteilung in „legitime“ und „illegitime“ Suizidgründe. In diesem Kontext ist eine Schrift des Wiener Juristen Franz Chyle überaus interessant, in welcher darlegt wird, was „berechtigte“ und was „unberechtigte“ Suizidgründe sind:

„... die hoffnungslos Leidenden haben ja ein gewisses Recht auf Selbstmord. Ebenso berechtigt ist der Selbstmord wegen Ehrverlust oder infolge moralischer Vergehen, nach Delikten, welche die gesellschaftliche Ausschließung nach sich ziehen, kurz in allen Fällen, wo die Fortsetzung des Lebens ein unerträgliches Marthyrium wäre und einer öffentlichen Prangerstellung gleichkäme. Weniger berechtigt und geradezu frivol erscheint der Selbstmord nach finanziellem Zusammenbruch, da nach materiellen Katastrophen eine Fortsetzung des Lebens, natürlich unter Einschränkung der Existenzansprüche, möglich ist, und die Selbstvernichtung nur aus dem Grunde erfolgt, weil die gewohnte luxuriöse Lebensführung aufgegeben werden muß.“¹⁷³

Diese Unterscheidung gibt es auch bei den Hausgehilfinnen: Während etwa ein Suizid aus wirtschaftlicher Not oder aus Gründen der schlechten Behandlung durch den/die DienstgeberIn häufig als „zulässig“ interpretiert wird – vor allem aus der Sicht der SozialdemokratInnen – so ist eine suizidale Handlung, die etwa aus einem Streit entstanden ist, ein häufig als „unzulässig“ interpretierter Grund (der keineswegs nur von der bürgerlichen Seite in diesem Sinn interpretiert wurde). Typisch für die Einteilung in zulässige und unzulässige Gründe ist, dass bei den „legitimen“ Anlässen die moralische Verurteilung in

¹⁷² Bobach, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung, 11.

¹⁷³ Franz Chyle, Der Selbstmord als Spekulation des modernen Verbrechertums (Wien ²1908) 14-15.

der Regel schwächer ausfällt oder auch ganz ausbleibt. Das bedeutet aber nicht, dass ein „illegitimer“ Grund zwangsläufig mit einer starken moralischen Verurteilung einhergeht. Das hängt damit zusammen, dass auch bei einer prinzipiellen Ablehnung dieser Handlung die Momente des Bedauerns und des Mitleids nicht ausgeschaltet waren. Das dritte Aussagefeld wird von der Frage dominiert, wer die „Schuld“ für die suizidale Handlung der Hausgehilfin trägt. Auch hier gibt es zwei grundlegende Lesarten. Die erste besteht darin, dass die Hausgehilfin durch ihren falschen Lebenswandel, ihre falschen Entscheidungen, ihre charakterlichen Mängel usw. die „Schuld“ selbst trägt. Diese findet man regelmäßig auf Seiten der DienstgeberInnen und der christlich-konservativen Kräfte. Die SozialdemokratInnen gehen hingegen davon aus, dass die Hausgehilfin „unschuldig“ ist und von ihren DienstgeberInnen in den Tod getrieben wurde, weil diese sie irrtümlicherweise eines Diebstahls bezichtigt, sie gedemütigt, sie aus ungerechtfertigten Gründen entlassen haben, etc. Von zentraler Bedeutung ist hier, dass sich die Hausgehilfin nicht „freiwillig“ für die suizidale Handlung entschieden hat, sondern in diese Richtung gedrängt wurde. Mit der Betonung dieses Aspektes der Unfreiwilligkeit gelingt es, der anderen Seite eine moralische Schuld zuzuweisen. Die Darstellung der Hausgehilfinnen als Opfer ihrer Lage, als in den Tod getriebene passive Wesen entspricht aber nicht dem Wesen des Suizids, da er eine aktive, zielorientierte Handlung ist. Der Schweizer Psychiater Konrad Michel betont hierzu „... dass Handlungen Ausdruck zielorientierter Systeme sind, wobei Suizid als Ziel entstehen kann, wenn wichtige Identitätsziele bedroht sind und das Selbst als unerträglich erlebt wird“.¹⁷⁴ Für dieses Handlungskonzept spricht auch, dass Individuen in der Regel ihre suizidale Handlung in Form eines Narrativs erklären können.¹⁷⁵ Der entscheidende Punkt bei diesem Narrativ ist, dass der/die SuizidentIn den Wunsch hat, es zu beenden und zwar im wahrsten Sinn des Wortes von „to end a bad story“.¹⁷⁶ Wobei der Preis für dieses Beenden, das eigene Leben, nicht das eigentliche Ziel dieser Handlung darstellen muss, sondern „nur“ ein in Kauf genommener sein kann.¹⁷⁷ Im vierten Aussagefeld, das besonders stark mit dem Aussagefeld zur generellen Bewertung der suizidalen Handlung in Beziehung steht, dreht sich alles um die Motive, deren Zuordnung und Interpretation. Die Suche nach „dem“ Suizidmotiv erfolgte

¹⁷⁴ Konrad Michel, Depression ist eine Krankheit, Suizid eine Handlung. In: Existenzanalyse 21/2 (2004) 58-62, hier 58, online unter < http://www.gle.at/uploads/media/EA_2004-2.pdf > 7.7.2010.

¹⁷⁵ Konrad Michel, Der Arzt und der suizidale Patient. Teil 2: Praktische Aspekte. In: Schweizerisches Medizinisches Forum 31 (2002) 707-734, hier 730, online unter < http://www.medicalforum.ch/pdf/pdf_d/2002/2002-31-119.PDF > 24.5.2010.

¹⁷⁶ Ebd.

¹⁷⁷ Dagmar Fenner, Welches sind die Gründe für eine Selbsttötung? Kritische Analyse verschiedener Suizidtypen. In: ejournal Philosophie der Psychologie Oktober (2006) 1-12, hier 2.

sowohl in den Zeitungen und Zeitschriften als auch in den wissenschaftlichen Schriften und Statistiken. Konnte auf den ersten Blick kein Motiv „identifiziert“ werden – was in vielen Fällen vorkam – dann wurde dies häufig beklagt und angekündigt, dass man weitersuchen würde. Wurde dann doch ein Motiv „gefunden“, so wurde das in den Zeitungen nachträglich publiziert bzw. in den Wissenschaften in die weiteren Untersuchungsschritte einbezogen. Die Suche nach dem Motiv wurde wohl deswegen so intensiv betrieben, weil dem Suizid und dem Suizidversuch das Moment des Unerklärlichen innewohnt und Menschen in ähnlichen Situationen sich gegen eine suizidale Handlung entschieden haben. Es dreht sich also alles um das „Warum“? Zentral in diesem wie auch den anderen Aussagefeldern ist der moralische Aspekt, wer hat „Schuld“ an einer Handlung, die von der Gesellschaft negativ bewertet wird? Es zeigt sich deutlich, dass es hier auch um Handlungsfähigkeit geht: handelt das Individuum frei und muss demzufolge auch die Verantwortung für sein Verhalten übernehmen oder schränkt die Gesellschaft die Handlungsfreiheit des Individuums dermaßen ein, dass von einer freien, das Individuum in die Verantwortung setzenden Entscheidung nicht die Rede sein kann? Die diskursiv geschaffenen Motive korrelierten auf das engste mit der sozialen Wirklichkeit der Hausgehilfinnen, und dennoch gab es bei der Zuordnung Spielräume. Es gilt zu fragen, warum wurde genau jenes und nicht ein anderes Motiv zugeordnet. So waren wohl die meisten in diesem Berufsstand mehr oder weniger arm – und dennoch wurde dieses Motiv nicht immer zugeordnet. Wie bereits gesagt, wurde versucht, vom Sozialverhalten dieser Frauen auf das Motiv zu schließen, wobei sich aber zeigt, dass aus dem „Pool“ der für einen Einzelfall sagbaren Motive nicht beliebig ausgewählt wurde. Bei der Frage nach den Motiven gilt es natürlich diese selbst auch in den Blickpunkt zu nehmen. Warum tauchten im Diskurs gerade diese und nicht andere auf und an welche Kontexte, Wissensbestände und -vorräte waren sie gekoppelt? Neben dem Wissen um den allgemeinen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umbruch in der Ersten Republik erweist sich der Kontext des bipolaren Geschlechtermodells als zentral. Wobei auffällig ist, dass zur Erklärung der suizidalen Handlungen von Frauen besonders häufig auf deren Körper verwiesen wurde. Neben dem Hinweis auf die Körperkraft wurden besonders häufig die Menstruation und die Schwangerschaft hinsichtlich einer suizidbegünstigenden oder -hemmenden Wirkung thematisiert.¹⁷⁸ Wobei diese Verortung kein Zufall ist, sondern mit der spezifischen Konstruktion der Kategorie des Geschlechts zusammenhängt, die bei Frauen immer auf deren „andersartigen“ Körper verweist.

¹⁷⁸ Peller, Über die weibliche Selbstmordhandlung, 59-67, hier 60-63.

6. Analyse der Texte – Makro- und Mikrostrukturen

In diesem Kapitel soll auf der ersten Ebene den Makrostrukturen und narrativen Mustern der Texte nachgespürt werden und auf der zweiten den verwendeten rhetorischen, stilistischen und argumentativen Mitteln, also den Mikrostrukturen. Durch die Analyse der Makrostrukturen soll herausgefunden werden welche Merkmale, Worte, Argumente, Abgrenzungen immer wieder auftauchen, den Diskurs zusammenhalten und Kernpunkte von Auseinandersetzungen sind. Durch die Analyse der Mikrostrukturen soll herausgefunden werden, wie es den Texten gelingt Wirkung zu entfalten. Aufgrund des hohen quantitativen Ausmaßes an Texten muss der Analyse von besonders prägnanten Textpassagen der Vorrang gegenüber ganze Texte umfassenden Feinanalysen gegeben werden. Nichtsdestotrotz soll auf Feinanalysen nicht verzichtet werden, die es nach dem Prinzip einer möglichst hohen Repräsentativität oder aber auch Seltenheit auszuwählen gilt. Um die Übersichtlichkeit zu wahren, ist dieses Kapitel nach den zu analysierenden Textgruppen organisiert. Die erste Gruppe bilden die Suizidstatistiken und die statistisch-sozialmedizinischen Schriften, die zweite die Tageszeitungen und die dritte die Hausgehilfinnen-Zeitschriften sowie die Frauenzeitschrift „Die Unzufriedene“.

6.1. Suizidstatistiken und statistisch-sozialmedizinische Abhandlungen

Einer der wichtigsten Bereiche für die Produktion von Aussagen zur Suizidalität von Hausgehilfinnen war jener der Statistik. Vor diesem Hintergrund gilt es zu eruieren, wie überhaupt erhoben wurde, welche Aussagekraft man diesen Zahlen und den daraus erstellten Statistiken beimaß und von wem sie wie rezipiert wurden. Die Basis für die Erhebung in Wien stellten die amtlichen Totenbeschaubefunde dar, die bei Suizidfällen neben den üblichen Angaben wie Todesursache, Todesdatum, Todesort und Geschlecht auch das „Suizidmotiv“ erhoben haben. Die Zuordnung des Motivs erfolgte anhand eines Motivgruppenschemas, das die Gründe „Unglückliche Liebe, Familienzwist, Kränkung, Schande und Furcht vor Bestrafung, Krankheit und Geisteskrankheit, Trunksucht, wirtschaftliche Not, unbekannter Grund“¹⁷⁹ umfasst hat. Konnten die Statistiker das Suizidmotiv nicht aus den Totenbeschaubefunden erheben, weil dort keines eingetragen worden war, dann griffen sie zwecks Vervollständigung der Statistik auf die Polizeiberichte zurück.

¹⁷⁹ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364, hier 362.

Wenn von den Überlebenden oder den Angehörigen Angaben zu den Gründen verweigert wurden, so wurde auch das extra festgehalten. Da es bei Suizidversuchen, die nicht letal geendet haben, natürlich auch keinen Totenbeschaubefund gab, wurde Mitte der 1920er Jahre als Erhebungsweg festgesetzt, dass die Wiener und die Hietzinger Freiwillige Rettungsgesellschaft eine Rapport über den Suizidversuch ausstellen müssen. Sowohl die Totenbeschaubefunde als auch die Rapporte der Rettungsgesellschaften waren dann an das Statistische Amt der Stadt Wien zu übermitteln. Was die Aussagekräftigkeit der Wiener Statistik angeht, so wird diese vom Statistiker René Marco Delannoy, der der Sozialdemokratie nahe stand, mit folgenden Argumenten als sehr gut eingeschätzt:

„Wenn nun auch die Zahl der Selbstmordversuche durch die Rapporte der Rettungsgesellschaften nicht erschöpft wird, da alle jene Fälle, in denen jene nicht einschreiten, nicht erfaßt werden können, so entgehen doch nach der Uebung des Wiener Publikums und der Behörden, die Rettungsgesellschaft in fast allen nicht von vornherein unerheblichen Fällen zu Hilfe zu rufen, der statistischen Erfassung nur wenige und zumeist nur ganz unernste Selbstmordversuche, nach denen der Patient selbst die Spitalhilfe aufsucht oder privatärztliche Intervention anruft oder endlich überhaupt keiner Hilfe bedarf. Die Zahlen sind daher als Grundlage für weitere Schlüsse brauchbar. *

*“Die Öffentliche Sicherheit’ (Polizeirundschau Wien-Graz) veröffentlichte in Nr. 7 des Jahrganges 1927 eine „Statistik betreffend die vom Fürsorgeamte der Polizeidirektion in Wien entwickelten Fürsorge für Lebensmüde“ (die ab 18. Februar 1927 in Wirksamkeit ist). Diese Nachweisung ist aber seither nicht fortgesetzt worden.“¹⁸⁰

In eine ähnliche Bresche schlägt der Sozialmediziner Sigismund Peller, wenn er meint, dass die Erfassungsqualität der Wiener Statistik gut wäre, weil sie selbst jene Fälle sehr gut erfassen würde, die nicht in einer Hospitalisierung resultiert hätten.¹⁸¹ Die gute Erfassungsrate führte er darauf zurück, dass in Wien, im Gegensatz zu anderen Großstädten, die „leichten“ Fälle weniger „... als eine interne, die Familienreputation belastende und daher geheim zu haltende Angelegenheit betrachtet werden“.¹⁸² Was die nicht-hospitalisierten Fälle angeht, so geht Peller davon aus, dass sie mehr als die Hälfte des gesamten Suizidge-schehens ausmachen.¹⁸³

¹⁸⁰ Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 4.

¹⁸¹ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364, hier 343.

¹⁸² Ebd.

¹⁸³ Ebd..

Aus der nachstehenden Tabelle für Wien ergibt sich, dass die Suizide von Frauen in den Jahren 1926, 1928 sowie von 1930 bis 1932 besonders stark zugelegt haben. Am deutlichsten gesunken sind die Suizidzahlen dieser Gruppe in den Jahren 1927 und 1934. Auffällig ist auch, dass sich in den Jahren 1930 bis 1932 die Suizidzahlen der Frauen deutlich an jene der Männer annähern. In den Jahren von 1928 bis 1934 wird in Wien dann das höchste Suizidniveau erreicht, da die Suizidfälle nie unter 1.000 sinken. Den Kontext für diese Entwicklung bilden u. a. die zunehmende politische Destabilisierung, die Weltwirtschaftskrise und die daraus resultierende Massenarbeitslosigkeit. Nach 1934 sinken die Zahlen, um dann 1938 noch einmal in die Höhe zu schnellen, was u. a. mit der nationalsozialistischen Machtübernahme in Verbindung zu bringen ist.

Wiener Suizidstatistik 1920-1934¹⁸⁴

Jahr	Männer	Frauen	Gesamt	Differenz ♂- ♀	Differenz VJ ♂	Differenz VJ ♀	Differenz Gesamt VJ
1920	348	284	632	64	- 47	+ 4	- 43
1921	374	251	625	123	+ 26	- 33	- 7
1922	346	243	589	103	- 28	- 8	- 36
1923	418	270	688	148	+ 72	+ 27	+ 99
1924	510	315	825	195	+ 92	+ 45	+ 137
1925	499	329	828	170	- 11	+ 14	+ 3
1926	502	373	875	129	+ 3	+ 44	+ 47
1927	547	332	879	215	+ 45	- 41	+ 4
1928	613	436	1.049	177	+ 66	+104	+ 170
1929	609	435	1.044	174	- 4	- 1	- 5
1930	542	475	1.017	67	- 67	+ 40	- 27
1931	593	514	1.017	79	+ 51	+ 39	0
1932	626	551	1.177	75	+ 33	+ 37	+ 160
1933	666	522	1.188	144	+ 40	- 29	+ 11
1934	597	458	1.055	139	- 69	- 64	- 133

Erläuterung: VJ = Vorjahr

Zur Verbreitung der Suizidstatistiken ist anzumerken, dass diese nicht nur WissenschaftlerInnen erreichten, sondern auch regelmäßig in den Zeitungen und Zeitschriften publiziert wurden, wenn auch meist in vereinfachter Form. Ferner waren sie Gegenstand von Ausstellungen wie etwa jener für Individualpsychologie, wie die Zeitschrift „Die Hausangestellte“ in ihrer ersten Ausgabe von 1931 zu berichten weiß.¹⁸⁵ Was die Rezeption im Interdiskurs angeht, so ist festzustellen, dass die erhobenen Zahlen kaum angezweifelt wur-

¹⁸⁴ Die Tabelle Suizide in Wien 1920-1934 wurde anhand von folgendem Datenmaterial errechnet: Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 13. Sowie: Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien für das Jahr 1929 (Neue Folge, 2. Jahrgang, Wien 1930) 38-39. Sowie: Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1930-1935 (Neue Folge, 3. Band, Wien s.a.) 44.

¹⁸⁵ Die das Leben von sich werfen. In: Die Hausangestellte. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen, Einigkeit Österreichs 19/1 (1931) 3.

den, im Spezialdiskurs hingegen schon. Das festgelegte Motivgruppenschema wurde sowohl im Interdiskurs als auch Spezialdiskurs hinsichtlich seiner Aussagefähigkeit und -qualität diskutiert. Die wissenschaftliche Debatte lässt sich bei Delannoy gut nachvollziehen.¹⁸⁶ Dieser weist daraufhin, dass suizidale Handlungen keine monokausalen Ursachen haben, wie es das Motivgruppenschema suggeriert und dass es aus therapeutischen Gründen nicht nur das manifeste Motiv zu finden gilt, sondern die dahinterliegenden „wahren“ Motive.¹⁸⁷ In diesem Sinne kritisiert er auch die einzelnen Motivgruppen:

„Das Motiv ‚W i r t s c h a f t s n o t‘ (wirtschaftliche Notlage, Not, Zahlungsunfähigkeit, Arbeitslosigkeit und dergleichen) wirkt sicher bei fast allen anderen Motiven mit. ‚Unglückliche Liebe‘ ist oft ein aus ökonomischen Gründen Nicht-Zusammenkommen-Können, ‚Familienzwist‘, oft ein durch Not bewirktes oder aus Not verschärftes Nicht-Zusammenbleiben-Wollen. Selbstmord wegen Krankheit ist oft ein solcher Mangel an Pflege, die die Krankheit hätte erträglich machen können. So ist es auch erklärlich, dass die ziffernmäßige Stärke des Motives der wirtschaftlichen Not in der Tabelle hinter ihrer wirklichen und wirkende Stärke zurückbleibt und zurückbleiben muss.“¹⁸⁸

Im Nachstehenden sollen nun die wichtigsten Aussagen der Suizidstatistiken vorgestellt werden und analysiert werden, welches typische Bild damit von einer suizidalen Hausgehilfin respektive Frau gezeichnet wurde und auf welche Wissensbestände zur Konstruktion dieses Bildes zurückgegriffen wurde. Auffällig an den Statistiken ist, dass ab 1930 die Berufszugehörigkeit der Wiener SuizidentInnen nicht mehr erhoben wurde. Die Hintergründe für diesen Schritt konnten leider nicht ermittelt werden, aber es ist davon auszugehen, dass eine dementsprechende Weisung an die erhebenden Stellen ergangen ist. Als Kontext gilt es zu bedenken, dass die Statistiken mit ihren Hinweisen auf besonders gefährdete Berufsgruppen, wie eben die Hausgehilfinnen, sozialen Zündstoff in sich getragen haben. Die Statistiken deuteten nämlich an, dass es sehr wohl einen Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und Suizidgefährdung gibt. Nach einer Studie des Suizidologen Norman Kreitman haben sozioökonomisch unterprivilegierte Menschen tatsächlich ein höheres Risiko für Suizidversuche¹⁸⁹, was auch mit ihrem erhöhten Risiko länger und öfter arbeitslos zu werden zusammenhängt.¹⁹⁰ Vor diesem Hintergrund kann nur das statistische Material für die Jahre 1926 bis 1929 analysiert werden, da auch für das

¹⁸⁶ Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 4-11.

¹⁸⁷ Ebd., 5.

¹⁸⁸ Ebd., 6.

¹⁸⁹ Norman Kreitman, Die Epidemiologie des Suizids und Parasuizids. In: Karl Kisker et al. (Hg.), Psychiatrie der Gegenwart. Krisenintervention. Suizid. Konsiliarpsychiatrie (Bd. 2, Berlin u. a. 1986) 87-106.

¹⁹⁰ Carlos Watzka, Sozialstruktur und Suizid in Österreich. Ergebnisse einer epidemiologischen Studie für das Land Steiermark (Wiesbaden 2008) 53.

Jahr 1925 Angaben zur Berufszugehörigkeit fehlen. Allerdings liegt für die Bezugsgruppe der Hausgehilfinnen, das ist die Gruppe der ledigen Frauen, Material vor. Folgt man diesem Material ergibt sich ab 1932 eine stagnierende und ab 1933 eine rückläufige Suizidrate für die ledigen Frauen.¹⁹¹ Bei der Suizidversuchsrate hatte dieser Rückgang bereits 1931 eingesetzt. Der nachstehenden Tabelle ist vorzuschicken, dass bei rund einem Drittel der gesamten Suizid- und Suizidversuchsfälle kein „Motiv“ zugeordnet werden konnte.

Tabelle Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen und Frauen in Wien 1926-1929

Hausgehilfinnen Wien	1926¹⁹²	1927-1929¹⁹³
Suizide	85	98
Suizidversuche	205	292
Häufigste Methode Suizid	Gasvergiftung*	Gasvergiftung*
Häufigste Methode Suizidversuch	Gasvergiftung*	Gasvergiftung*
Häufigstes Suizidmotiv	Unglückliche Liebe, Liebeszwist	Unglückliche Liebe
Häufigstes Suizidversuchsmotiv	Not, Arbeitslosigkeit	Unglückliche Liebe
Häufigstes Alter Suizid	21-30 Jahre	Keine Daten
Häufigstes Alter Suizidversuche	21-30 Jahre	Keine Daten
Alle Frauen Wien		
Suizide	373	401
Suizidversuche	777	1.160
Häufigste Methode Suizid	Gasvergiftung*	Gasvergiftung*
Häufigste Methode Suizidversuch	Vergiftung**	Gasvergiftung*
Häufigstes Suizidmotiv	Krankheit, Furcht davor	Unglückliche Liebe
Häufigstes Suizidversuchsmotiv	Familienzwist	Familienzwist
Häufigstes Alter Suizid	21-30 Jahre	20-30 Jahre
Häufigstes Alter Suizidversuche	21-30 Jahre	20-30 Jahre

* Gasvergiftung: in der Regel durch Leuchtgas

** Vergiftung: durch feste oder flüssige Körper, einschließlich Verätzung durch ätzende Substanzen

Was die Terminologie der Suizidstatistiken und -abhandlungen angeht, so wird dort nicht von Suiziden und Suizidversuchen gesprochen, sondern von Selbstmorden und Selbstmordversuchen sowie von TäterInnen. Hier zeigt sich deutlich die Wirkung des diskursiv hergestellten Zusammenhanges zwischen „Selbstmord“ und „Mord“, der eine lange Tradition hat und u. a. auf das Verdikt der Kirche, dass „SelbstmörderInnen“ genauso wie MörderInnen zu behandeln seien, zurückzuführen ist. Vor diesem Hintergrund überrascht

¹⁹¹ Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1930-1935, 45-46.

¹⁹² Datenquelle für die Spalte 1926: Delannoy, Selbstmord und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 57, 60, 63.

¹⁹³ Datenquelle für die Spalte 1927-1929: Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien für das Jahr 1929, 38-41.

es dann auch nicht, dass man in vielen statistischen Abhandlungen eine Gegenüberstellung der Mord- und Suizidfälle findet, wie etwa auch in Pellers Schrift „Zur Statistik der Selbstmordhandlung“.¹⁹⁴ Suizid- und Mordfälle waren von der sogenannten „Moralstatistik“ als Maßzahlen zur Erhebung der sittlichen Verfasstheit einer Gesellschaft benannt worden, wobei Mord und Suizid als Ausdruck für den gesellschaftlichen Verfall interpretiert wurden. In diesem Kontext sei noch erwähnt, dass man in vielen aktuellen Suizidstudien eine andere Gegenüberstellung, nämlich jene von tödlichen Kfz-Unfällen mit letalen Suizidhandlungen findet, die ebenso eine moralische Komponente in sich trägt.

In der oben dargestellten Statistik wird folgendes Bild von einer typischen suizidalen Hausgehilfin gezeichnet: Sie ist jung und ihr Risiko zu einer suizidalen Handlung ist im Steigen begriffen, wobei besonders ihre Neigung zu einem Suizidversuch zunimmt. Sie wählt sowohl für Suizide als auch Suizidversuche am häufigsten die Methode der Gasvergiftung. Ihr häufigstes Motiv für eine suizidale Handlung liegt in einer unglücklichen Liebesbeziehung bzw. in ihrer Arbeitslosigkeit/Not. Und was auch noch aus der Statistik hervorgeht, rund jeder vierte Suizid oder Suizidversuch einer Frau in Wien entfällt auf eine Hausgehilfin.

Auch Sigismund Peller zeichnet in seiner Auswertung von Krankenhausmaterial¹⁹⁵ ein ähnliches Bild von einer typischen suizidalen Hausgehilfin:

„Unter jugendlichen Personen, die einen Selbstmord verüben oder versuchen, spielen nämlich H a u s g e h i l f i n n e n eine große Rolle. Mädchen, die diesen Beruf ergreifen, sind in Wien selten unter 15, zumeist über 16 Jahre alt; wiewohl die meisten von ihnen Landmädchen sind und aus einem selbstmordarmen Milieu stammen, stellen sie bald das stärkste Kontingent an Selbstmordkandidatinnen. Weniger als 1/6 der 15-20jährigen, aber mehr als 1/3 aller weiblichen Personen, die in diesem Alter einen SM oder SMV begehen, sind Hausgehilfinnen.“¹⁹⁶

Zur Erklärung der hohen Suizidalität der Hausgehilfinnen greift Peller dann auf verschiedene Wissensbestände seiner Zeit zurück. Einer davon besteht im spezifischen Wissen über „die“ Frau, deren politische und wirtschaftliche Rolle er einer suizidbegünstigenden Trans-

¹⁹⁴ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364, hier 350-352.

¹⁹⁵ Dieses auf Frauen bezogene Material stammt von der I. med. Abteilung im Allgemeinen Krankenhaus der Stadt Wien und umfasst die Jahre 1921/30. Registriert wurden 968 Einlieferungen mit suizidaler Handlung und 127 Einlieferungen bei denen eine suizidale Handlung vermutet wurde (sogenannte „Unfall-Patientinnen“).

¹⁹⁶ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364, hier 348.

formation ausgesetzt sieht. Ein weiterer Wissensbestand besteht in der soziologischen Lesart des Suizids, d. h. dass die Ursachen für suizidale Handlungen in der sozialen Wirklichkeit der SuizidentInnen zu suchen sind. Diesen Wissensbestand wendet er dann gegen den moralischen Schuldspruch, der den dritten Wissensbestand in seiner Argumentation darstellt:

„Prostituierte und Hausgehilfinnen belehren uns, daß im SM und SMV nicht Zeichen der Feigheit, sondern Symptome der noch nicht vernichteten Reaktionsfähigkeit auf unerträgliche Lasten und Widerwertigkeiten des Lebens zu sehen sind. Völlig zermürbte Menschen können sich nicht einmal zu diesem Protest aufrufen. Die starke Zunahme der weiblichen SM und SMV in den letzten Jahren ist kein Zeichen der Dekadenz, sondern Folge der durch die wirtschaftliche und politische Emanzipation der Frau häufiger gewordenen Notwendigkeit des Anpassungsprozesses unter erschwerten Anpassungsbedingungen.“¹⁹⁷

Die Aussage des jungen Alters der Hausgehilfinnen koppelt er hingegen an den zeitspezifischen Wissensbestand, dass junge Menschen impulsiv, affektorientiert und leichtsinnig seien:

„... beide Geschlechter haben die Eigentümlichkeit, im Alter von 18 bis 23/24 Jahren auf Erlebtes und Aggression viel heftiger zu reagieren und das eigene Leben – sei es aus Begeisterung, sei es aus Enttäuschung – viel leichter aufs Spiel zu setzen als vor- oder nachher.“¹⁹⁸

Fasst man die Ausführungen Pellers zusammen, ergeben sich drei Aussagen zur Suizidalität der Hausgehilfinnen. Die erste Aussage bezieht sich darauf, dass die Hausgehilfin respektive die Frau Opfer ihrer wirtschaftlichen und politischen Emanzipation wird. Die zweite und die dritte Aussage drehen sich darum, dass die Hausgehilfin Opfer ihrer schwierigen Lebenssituation und ihrer Affekt- und Impulsorientiertheit wird. Peller kritisiert zwar die generelle moralische Verurteilung der suizidalen Handlung, um dann aber doch den Vorwurf zu formulieren, dass junge Menschen diese Handlung vorschnell setzen würden. Darüber hinaus kritisiert er auch indirekt die Emanzipation der Frau, da diese ebenso zu den steigenden Suizidraten beitragen würde.

Interessanterweise lassen sich in Pellers Argumentation beide diskursdominierenden Positionen finden: die soziologische Lesart, die den Menschen als Opfer der Gesellschaft sieht und die individuumbezogene Lesart, die den Menschen als Verursacher seiner Probleme

¹⁹⁷ Peller, Über die weibliche Selbstmordhandlung, 59-67, hier 67.

¹⁹⁸ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364, hier 349.

interpretiert. An Pellers Argumentation zeigt sich, dass die beiden Positionen durchaus gleichzeitig in Text auftauchen konnten und jeweils spezifisch eingepasst wurden.

Fünf Jahre vor Peller hatte der biblische Sozialist René Marco Delannoy eine Schrift publiziert, die dem Umstand, dass die Hausgehilfinnen eine besonders suizidgefährdete Gruppe darstellten, größere Aufmerksamkeit schenkte. Delannoy wertete in seiner Arbeit die Suizidzahlen „nach Motiv der Tat und Beruf der Täter“ aus und geht dabei auf die Interpretation des Motivs der „Unglücklichen Liebe“ näher ein:

„Auffallend ist das starke Hervortreten des Motives des Liebeskummers bei Hausgehilfinnen und die Ernstlichkeit dieses Motives bei ihnen ... die ‚Liebe‘ bedeutet der Hausgehilfin also tatsächlich mehr als sonst der Frau. Es wäre aber durchaus falsch, daraus auf eine besonders starke Erotik der Hausgehilfinnen zu schließen.* Wohl aber bedeutet die Liebe für die Hausgehilfin sozusagen den einzigen Bereich, in dem ihre Seele frei ist vom Druck des Berufes, wo ihr Geltungsdrang Kompensation finden kann für seine ständige Verletzung; zugleich erscheint der Hausgehilfin die Liebe, beziehungsweise das durch die Liebe zu begründende eigene Hauswesen als der einzige Ausweg in einen anderen Beruf und damit aus der ständigen Notwendigkeit, Minderwertigkeitsgefühle verdrängen zu müssen.**“¹⁹⁹

*„Dieser Fehlschluß wird sehr oft gemacht. Die tiefe Tragik des Problems kommt den meist voreingenommenen Betrachtern selten zum Bewußtsein.“²⁰⁰

**„Dieselben Gründe sind es auch, die die Hausgehilfin so häufig zur Prostitution führen; wenn sich aus der ‚Liebe‘ nicht der rettende Ausweg in den Beruf der Hausfrau findet, wird der andere Ausweg in den sozusagen anderen oder zweiten ‚Liebes‘beruf gewählt. Im Durchschnitt des Jahrzehntes 1917 bis 1926 hatten 34 Prozent der Prostituierten früher den Beruf der Hausgehilfin gehabt. (Vergleiche „Statistische Mitteilungen der Stadt Wien, 1927, Einmalige Nachweisungen“, Seite 81).“²⁰¹

Delannoy stellt aufgrund der Dominanz des Motivs der „Unglücklichen Liebe“ einen Kausalzusammenhang mit dem Liebesverhalten der Hausgehilfinnen respektive der Frauen her, denn es so nicht gibt, da das Gefühl der Liebe kein quantifizierbares ist. Die Deutung seiner ZeitgenossInnen, dass der Hausgehilfin die Liebe aufgrund ihres gesteigerten sexuellen Appetits mehr bedeutet, weist er zurück und versucht sie als Fehlschluss zu demaskieren. Delannoy selbst gibt mehrere Hinweise, an welche Wissensbestände diese Deutung gekoppelt ist. Der erste liegt in den regelmäßigen sexuellen Übergriffen der Dienstherrn,

¹⁹⁹ Delannoy, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 44-45.

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ Ebd.

für welche aber nicht die Übergreifer, sondern die Hausgehilfinnen verantwortlich gemacht wurden, da sie sich als Verführerinnen benehmen würden. Ein zweiter Wissensbestand hat mit der zeitgenössischen Geschlechterkonstruktion zu tun, die „der“ Frau eine gesteigerte sexuelle Appetenz zugeordnet hat. Dieser Konstruktion hat etwa der Wiener Philosoph Otto Weininger, der sich übrigens selbst im Alter von 23 Jahren suizidierte, mit seiner misogynen Schrift „Geschlecht und Charakter“²⁰² Vorschub geleistet. Die Popularität dieser Arbeit ist nicht zu unterschätzen, da sie alleine bis 1923 in 25 Auflagen erschien und 1926 sogar als Volksausgabe publiziert wurde. Einen dritten relevanten Wissensbestand stellt der hohe Anteil von ehemaligen Hausgehilfinnen im Prostitutionsgewerbe da. Ein Gewerbe, das bis heute mit der Vorstellung identifiziert wird, dass sich dort nymphomane Frauen ausleben würden. In den anschließenden Passagen dekonstruiert Delannoy dann den eingangs ins Feld gesetzten Passepartout-Begriff der Liebe, indem er ihn als Stellvertreterbegriff für Aufstiegsmöglichkeiten entlarvt. Dabei setzt Delannoy voraus, dass das Schaffen eines eigenen Haushalts einem Aufstieg gleichkommt. Auffällig ist, dass Delannoy diesen Schritt als Berufswechsel bezeichnet, was, wenn man Berufstätigkeit als bezahlte Tätigkeit interpretiert, nicht zutreffend ist. Tatsächlich bedeutete die Verheiratung für eine Hausgehilfin nicht selten das Ausscheiden aus der bezahlten Erwerbsarbeit und den Übertritt in die unbezahlte Hausfrauenarbeit, die ein neues Abhängigkeitsverhältnis eröffnete, das nicht nur auf der finanziellen Ebene bestand. Der Hintergrund dieser Entwicklung war, dass sich auch die ArbeiterInnenklasse immer mehr am bürgerlichen Kleinfamilienmodell mit einem männlichen Alleinverdiener zu orientieren begonnen hatte. Wobei im Alltag Ideal und Realität noch weit auseinander klafften, da es sich viele ArbeiterInnenfamilien schlichtweg nicht leisten konnten, auf das Einkommen der Frau zu verzichten. Neben der Ausblendung der Realität der Hausfrauen gab es allerdings von der Seite der bürgerlichen Frauen tatsächlich Bestrebungen, die Hausarbeit als Beruf zu etablieren. Doch statt einer politischen Aufwertung der Hausarbeit trat eine emotionale Aufwertung ein, die der Hausfrau ihren „Lohn“ in Form des Familienglücks zu teil werden ließ, das selbstverständlich auch zu ihrem persönlichen Glück zu werden hatte.

²⁰² Otto Weininger, *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* (Wien u. a. 1903).

6.2. Tageszeitungen

Illustrierte Kronen-Zeitung (Kronen-Zeitung)

Die Kronen-Zeitung schenkte der Suizidthematik insgesamt eine beachtliche Aufmerksamkeit, da sie immer wieder Berichte über Suizide und Suizidversuche oder Ankündigungen des jeweiligen Artikels auf der Titelseite brachte. Um das Interesse der Leser zu wecken, griff man auf sprachliche und stilistische Kniffe zurück, so schrieb die Kronenzeitung am 16. Dezember 1929 am Titelblatt „Das Geheimnis der Lebensmüden“²⁰³, um dieses dann im Blattinneren zu „lüften“.²⁰⁴ In diesem Kontext ist auch interessant, dass die Kronen-Zeitung in den ersten Monaten des Jahres 1929 einen Fortsetzungsroman über einen der wohl prominentesten österreichischen Suizidenten, Kronprinz Rudolf, bringt. Typisch für die längeren Artikel ist, dass versucht wurde, sich in die Lage der Suizidentinnen hineinzuversetzen und ein Psychogramm von ihnen zu zeichnen. Die Kronen-Zeitung veröffentlichte, wie auch die anderen Tageszeitungen, nach Suiziden und Suizidversuchen regelmäßig die vollständigen Namen und teilweise die genauen Adressen der Hausgehilfinnen, oft auch noch in Fettschrift oder in gesperrten Lettern. Daher gab es auch Bitten in Abschiedsbriefen von einer Veröffentlichung der Namen abzusehen. Auch Krankheiten und Konflikte wurden publik gemacht. Teilweise wurden auch Passagen aus den Abschiedsbriefen veröffentlicht. So zitierte die Kronenzeitung Folgendes aus dem letzten Brief einer Suizidentin an ihre Verwandten: „Das Leben ist stärker als ich“.²⁰⁵ Im Bericht über diesen Fall wird auch beklagt, dass im Abschiedsbrief kein Motiv für die Tat angegeben wurde. In einem anderen Bericht über den Selbstmord einer 18jährigen Hausgehilfin wurde folgende Passage aus ihrem Tagebuch abgedruckt:

„Liebe Eltern! Weint nicht um mich und vergießt keine Tränen. Ich bin jetzt in einem besseren Jenseits. Betet für mich. Meine Habseligkeiten soll meine Schwester bekommen!“²⁰⁶

Die Kronen-Zeitung brachte Kurzmeldungen über suizidale Handlungen meist unter der Rubrik „Notizen“. Kamen mehrer Fälle zur selben Zeit vor, dann wurden diese mitunter auch in einer eigenständigen Rubrik mit dem Namen „Die Lebensmüden“ publiziert. Die Suizidfälle wurden nie unter der ebenso bestehenden Rubrik „Todesfälle“ gebracht und in

²⁰³ Das Geheimnis der Lebensmüden, Illustrierte Kronen-Zeitung, 16.12.1929, 1.

²⁰⁴ Zwei junge Mädchen suchen den Tod, Illustrierte Kronen-Zeitung, 16.12.1929, 4.

²⁰⁵ Selbstmord von Mutter und Sohn, Illustrierte Kronen-Zeitung, 3.1.1929, 3.

²⁰⁶ Der Selbstmord einer 18jährigen Hausgehilfin, Illustrierte Kronen-Zeitung, 9.12.1929, 4.

der Regel befand sich diese Rubrik auch nicht in unmittelbarer Nähe der Suizidberichterstattung. Ähnliches gilt auch für die beiden anderen Tageszeitungen. Eine typische Kurzmeldung über eine suizidale Hausgehilfin hatte im Untersuchungszeitraum etwa folgendes Aussehen:

„Die 19jährige Hausgehilfin Betty H u g e l s t ä t t e r, 3. Bez., Salesianergasse 8 bedientet, hat sich Sonntag nach einem Streit mit ihrer D i e n s t g e b e r i n aus einem Fenster im ersten Stockwerk a u f d i e S t r a ß e g e s t ü r z t und einen Bruch des linken Unterarmes erlitten. Die Rettungsgesellschaft verband sie und brachte sie ins Wiedner Krankenhaus.“²⁰⁷

Es scheint, dass man sich bei besser situierten Personen mit der Aussprache eines Suizid- oder Suizidversuchsverdacht stärker zurückgehalten hat als bei unterprivilegierten Person. So wäre es im nachstehenden Fall eines Rechtsanwaltes durchaus sagbar gewesen, dass dieser nicht aus Unvorsichtigkeit, sondern aus Absicht den Gashahn offen gelassen hat:

„(Leuchtgasvergiftung.) Heute vormittags wurde der Rechtsanwalt Dr. Adalbert P a u l aus R e t z in seiner derzeitigen Wohnung Schulz-Stranitzkygasse 14 mit Zeichen einer Leuchtgasvergiftung benommen aufgefunden. Die Rettungsgesellschaft leistete ihm erste Hilfe und brachte ihn in das Allgemeine Krankenhaus. Er hat unvorsichtig mit dem Sperrhahn der Gasleitung manipuliert und ihn nicht genügend abgeschlossen.“²⁰⁸

Auch in einem späteren Artikel über den Tod eines Ehepaares, wurde das Ableben durch eine Gasvergiftung als Unfall gedeutet und ein Suizid verneint, mit der Begründung, dass beide ja aus gesitteten und geordneten Verhältnissen gekommen seien:

„Anzeichen dafür, daß das Ehepaar gemeinsam Selbstmord begangen habe, konnten n i c h t gefunden werden. Auch die Tatsache, daß die Lebensverhältnisse des Ehepaares v o l l k o m m e n g e o r d n e t waren, lassen den Schluß zu, daß der Tod durch unvorsichtiges Gebaren mit dem G a s k o c h e r vonseiten des Mannes hervorgerufen worden ist. Ein Leitungsdefekt konnte n i c h t festgestellt werden.“²⁰⁹

Dabei wird im Artikel aber erwähnt, dass der Mann ein abgebauter Bundesbahnangestellter war und somit durchaus in die Motivgruppe der Arbeitslosigkeit bzw. der wirtschaftlichen Not eingeordnet hätte werden können.²¹⁰

²⁰⁷ Die Lebensmüden, Illustrierte Kronen-Zeitung, 16.3.1925, 4.

²⁰⁸ Leuchtgasvergiftung, Illustrierte Kronen-Zeitung, 17.3.1925, 7.

²⁰⁹ Ein Ehepaar durch Leuchtgas geötet, Illustrierte Kronen-Zeitung, 4.1.1929, 8.

²¹⁰ Ebd.

Beim Verschwinden der Hausgehilfin Josefine Schlenz scheint man weniger Bedenken bei der Aussprache eines Suizidverdachtes gehabt zu haben. Josefine Schlenz hatte nach 14jähriger Beschäftigungsdauer ihren Dienstposten verlassen, um zu heiraten. Allerdings verschwand sie nach ihrem Austritt spurlos:

„Es scheint, daß die Schlenz, die sich nur sehr schwer von ihrem Posten trennen konnte, worüber sie in der letzten Zeit auch sehr gedrückt war, Angst vor der Ehe hatte, die sie aus guten Verhältnissen in kleinere und schlechtere versetzten sollte, zumal ihr Bräutigam Josef Alschinger, ein Hilfsarbeiter, nicht gar glänzend gestellt und seine dürftig eingerichtete kleine Wohnung sein eigen nennt. Es ist demnach nicht ausgeschlossen, daß die Schlenz sich ein Leid angetan hat.“²¹¹

Interessant in diesem Fall ist, dass der Übertritt in den Ehestand problematisiert wird, aber nicht weil er unmöglich wäre, sondern weil ihn die Hausgehilfin gar nicht so sehr anzustreben scheint. Das Verhalten der Hausgehilfin steht ganz offensichtlich in Opposition zur so häufig geäußerten Meinung, dass die Ehe für die Hausgehilfin „der“ Ausweg von der bedrückenden Lebenssituation im Dienst ist und dass dort das Glück wartet. Anstatt des Bildes vom Aufstieg bedient der Artikel das Bild vom ökonomischen Abstieg und ignoriert dabei, dass eine Hausgehilfin in der Regel ähnlich arm wie ein Hilfsarbeiter war. Es scheint als ob die Hausgehilfin mit ihrer Angst vor der Ehe gegen die Norm, dass eine Verheiratung eine positive Wendung darstellt, verstoßen hat und dass zur Erklärung ihres „widersinnigen“ Verhaltens auf die Position des unrealistischen ökonomischen Abstiegs ausgewichen wurde. Das deutet daraufhin, dass es im Hausgehilfinen-Diskurs kaum sagbar war, dass eine anstehende Verehelichung nicht als positive Fügung erlebt wurde.

Deutschösterreichische Tages-Zeitung (Dötz)

Die Dötz brachte im Gegensatz zur Kronen-Zeitung so gut wie nie eine Coverstory über einen Suizid oder einen Suizidversuch. Das hängt wohl auch damit zusammen, dass der rechte Teil des Covers meist für den Kommentar reserviert war und dass die Coverstory so gut wie immer politischen Themen gewidmet war, die mit Deutschland und/oder dem nationalsozialistischen Gedankengut zusammengehangen haben. Berichte über Suizide und Suizidversuche findet man in der Dötz meist unter den Rubriken „Vom Tage“, „Kleine

²¹¹ Vor der Hochzeit verschwunden. Eine abgängige Hausgehilfin, Illustrierte Kronen-Zeitung, 19.4.1925, 7.

Tagesnachrichten“ oder unter den „Letzten Nachrichten“. Diese kurzen Meldungen haben in der Regel folgendes Aussehen:

„Leuchtgasvergiftung. Gestern nachts wurde die 21jährige Hausgehilfin Fanny H a u e r, Kramergasse 12, von ihrem heimkehrenden Dienstgeber in der mit Leuchtgas erfüllten Küche bei geöffnetem Gashahn beim Tische sitzend bewußtlos aufgefunden. Ob es sich um einen Unfall handelt, ist noch nicht festgestellt.“²¹²

Bei den eigenständigen, längeren Artikeln gilt dasselbe wie bei der Kronen-Zeitung, denn auch die Dötz sucht das Spektakuläre, das Außergewöhnliche an den einzelnen Fällen. Vor diesem Hintergrund meint die Dötz etwa, dass der Suizid des Direktors des Linzer Landestheaters, Heinrich Hagin, u. a. auf dessen „abnormale“²¹³ homosexuelle Neigung zurückzuführen ist:

„Der Grund zum Selbstmord soll, wie wir erfahren, nicht allein in Geldschwierigkeiten bestanden haben, dazu soll auch seine h o m o s e x u e l l e V e r a n l a g u n g, weswegen Hagin bereits vor Jahren mit dem Gesetz in Konflikt kam, beigetragen haben.“²¹⁴

Die Dötz leitet die seit dem 1. Weltkrieg zunehmende Suizid- und Suizidversuchsrate aus der fehlenden Willensschwäche und der mangelhafte Erziehung der SuizidentInnen her. Darüber hinaus beklagt sie die leichte Verfügbarkeit von Leuchtgas und führt Beschwerde über aus ihrer Sicht „nichtige“ Suizidgründe:

„Die Zunahme der Lebensmüdigkeit ist weniger der Not der Zeit zuzuschreiben, da die soziale Fürsorge in ungeheurem Maße gegen die Vorkriegsjahre gestiegen ist, sondern hauptsächlich zwei Umständen: 1. der Willensschwäche, den Kampf um das Leben ernst zu aufzunehmen (sic!), daran ist vielfach die mangelhafte Erziehung schuld; 2. der leichteren Durchführbarkeit des Selbstmordes durch Leuchtgas, da fast in jedem Hause in Wien schon eine Gasleitung eingeführt ist und alle Tage Berichte über das leichte Gelingen einer derartigen Vergiftung in die Öffentlichkeit dringen. Auch wird, namentlich bei Frauen, der Selbstmordversuch gerne als Drohung und ohne ernste Absicht unternommen und er muß dann zum Tode führen, wo nicht rechtzeitig eine rettende Hand eingreift. Viele Selbstmorde und Selbstmordversuche der letzten Zeit haben auch gezeigt, daß man aus den wichtigsten und unstichhaltigsten Gründen schon bereit ist, das Leben wegzuworfen (Verbot einer Tanzstunde, unglückliche Liebe allzu Jugendlicher usw.). Hier Wandel zu schaffen, kann nicht einer Beratungsstelle für Selbstmordkandidaten gelingen, sondern nur Schule und Haus, die die Jugend zu Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl erziehen

²¹² Leuchtgasvergiftung, Dötz, 18.9.1925, 5.

²¹³ Nervenzerrüttung und Geldschwierigkeiten, Dötz, 5.9.1925, 4.

²¹⁴ Ebd.

und sie lehren, dass es ein Leben ohne Enttäuschungen und ohne Kampf nicht gibt und dass es trotzdem lebenswert ist.“²¹⁵

Interessant an diesem Ausschnitt ist vor allem, dass der so häufig von sozialdemokratischer Seite genannte Suizidgrund „materielle Not“ relativiert und in den Hintergrund gedrängt wird, dafür aber angebliche charakterliche Mängel der SuizidentInnen in den Vordergrund gestellt werden. Die soziologische Lesart des Suizids, die den Menschen als Opfer der gesellschaftlichen Zustände sieht, wird eindeutig zurückgewiesen, dafür wird aber das Individuum als voll- und alleinverantwortliche Instanz eingesetzt, das leichtfertig handelt. Außerdem wird der Wissensbestand aktualisiert, dass Frauen Suizidversuche als erpresserische oder appellative Handlungen setzen würden. Ein Verdikt, das bis heute häufig über Frauen, aber kaum über Männer ausgesprochen wird. Das hängt damit zusammen, dass die Gesellschaft suizidalem Verhalten von Frauen und Männer unterschiedliche Bedeutungen beimisst. Christina Rachor weist daraufhin, dass die entscheidende Instanz für diese ungleiche Bewertung in der Kategorie des Genders liegt:

„... daß Frauen eher die Absicht eines Suizidversuches und eine appellierende, hilflose Haltung unterstellt wird, Männern eine konsequente Absicht ... Vergleicht man Merkmale des herkömmlichen Weiblichkeitsklischees mit solchen des Suizidversuchs, wird man schnell über deren Ähnlichkeit belehrt, wie sie in Attributionen von Ungeplantheit, Unernsthaftigkeit, Irrationalität, Inkonsequenz, Hilflosigkeit, Affektivität, Emotionalität etc. existieren.“²¹⁶

Außerdem gibt der Artikel die suizidale Handlung (der Frau) der Lächerlichkeit preis, wenn dort von den „nichtigsten und unstichhaltigsten Gründen“ gesprochen wird. Das war aber nicht der einzige Fall bei dem sich die Dözt des Elements des Zynismus bediente, vielmehr zog sich diese Haltung durch die ganze Zeitung. In dieses Muster passt sich etwa auch der Bericht über den Suizidversuch einer Hausgehilfin auf einer Polizeistation (8.9.1925) ein, der mit den zynischen Worten betitelt wurde: „Das Selbstmorden auf der Polizei wird modern“.²¹⁷

Ähnlich wie bei der Kronen-Zeitung dominiert die Suche nach dem Suizidmotiv und hier wie dort scheint man Kenntnisse über die Inhalte von Abschiedsbriefen erlangt zu haben, denn wie sonst könnte die Dözt wissen:

²¹⁵ Die Lebensmüden des Vorjahres, Dözt, 11.1.1929, 5.

²¹⁶ Rachor, Selbstmordversuche von Frauen, 46.

²¹⁷ Das Selbstmorden auf der Polizei wird modern, Dözt, 8.9.1925, 5.

„Als Ursache der Tat bezeichnen die Mädchen den Umstand, dass sie sich von ihren Angehörigen vernachlässigt gefühlt hätten und in einem Briefe der H. bezeichnet diese weiters den Umstand, daß sie vom Leben noch nichts gehabt hätte.“²¹⁸

Bei der Lektüre der Dötz im Jahr 1933 fällt deutlich auf, dass der Dokumentation des Suizidgeschehens weniger Platz als in den beiden anderen Zeitungen gewidmet wird. Das hängt stark mit dem radikalisierten Konzept der Dötz zusammen. Die Dötz hatte zwar auch schon in den Jahren 1925 und 1929 nationalsozialistischem Gedankengut viel Aufmerksamkeit geschenkt, aber 1933 wurde so gut wie kein Artikel mehr gebracht, der nicht auf irgendeine Art und Weise mit nationalsozialistischen Positionen in Verbindung gebracht werden konnte. Über suizidale Handlungen wurde in der Regel nur mehr dann berichtet, wenn sie entweder besonders spektakulär waren oder wenn sie in das nationalsozialistische Konzept der Zeitung eingepasst werden konnten, d. h. die SuizidentInnen Juden, politische Gegner oder sonstige als inferior eingestufte Menschen waren. In dieses Konzept konnten die suizidalen Handlungen von Menschen, die der nationalsozialistischen Ideologie zu Folge den superioren Teil der Bevölkerung stellten, kaum eingefügt werden, da in der nationalsozialistischen Interpretation des Suizids nur „schwache“ Menschen, wie etwa Juden, suizidal handeln. Die damit auferlegte Selbstbeschränkung in der Berichterstattung dürfte auch hinter den verbleibenden ganz knappen, vollkommen unpersönlich gehaltenen Meldungen über Suizide und Suizidversuche stehen, die in der Regel folgendes Aussehen hatten:

„Die Lebensmüden vom Mittwoch. Der gestrige Wiener Polizeibericht verzeichnet sechs Selbstmorde und sieben Selbstmordversuche.“²¹⁹

Auch die Berichterstattung über die Hausgehilfinnen wurde der neuen Blattlinie angepasst. In einem Bericht vom 21. April 1933 über eine Hausgehilfin, die von ihrem jüdischen Dienstgeber mehrfach vergewaltigt worden war, geht es weniger um die Empörung über dieses Verbrechen, sondern darum, dass der Übergreifer ein Jude war, was mit den Worten quittiert wurde „Wie lange wollen wir die Pest noch bei uns dulden?“²²⁰ Ein ähnlich gelagerter Fall wurde am 13. April 1933 unter dem Titel „Dutzende arische Dienstmädchen einem jüdischen Wüstling ausgeliefert“²²¹ gebracht. Das Interessante an diesen Berichten ist, dass sexuelle Übergriffe und Belästigungen offen und vor allem ganz direkt an-

²¹⁸ Weil sie vom Leben noch nichts gehabt hat, Dötz, 27.4.1929, 4.

²¹⁹ Die Lebensmüden vom Mittwoch, Dötz, 4.5.1933, 6.

²²⁰ Wieder ein Jude, der Dienstmädchen schändet, Dötz, 21.4.1933, 8.

²²¹ Dutzende arische Dienstmädchen einem jüdischen Wüstling ausgeliefert, Dötz, 13.4.1933, 6.

gesprochen wurden, was in den anderen Medien oft nicht der Fall war. So wird etwa in der Hausgehilfinnen-Zeitschrift „Wir vom Haushalt“ von einer Hausgehilfin gesprochen, die „... auch andere Dienste in der Wirtschaft zu verrichten ...“²²² bzw. „Sonderdienste“²²³ zu leisten hatte. Wie bereits angedeutet, dient die offene Ansprache der Vorfälle in der Dötz vor allem der nationalsozialistischen Blattlinie, denn abgesehen von Fällen mit jüdischer Beteiligung, wird über sexuelle Übergriffe und Belästigungen so gut wie nicht berichtet.

Das Kleine Blatt

Nicht nur die Kronen-Zeitung hievte immer wieder Berichte über Suizide und Suizidversuche auf das Cover, sondern auch das „Kleine Blatt“. So wird auf dem Titelblatt des 17.5.1927 über vier Hausgehilfinnen berichtet, die versucht hatten, sich selbst zu töten.²²⁴ Der Artikel trägt den Titel „Weggeworfene Jugend“, der nicht nur eine Metapher, sondern in diesem Fall auch ein Euphemismus für den Tod(eswunsch) ist. Die Formulierung impliziert aber auch einen moralischen Vorwurf, weil man in der Regel nur wertlose Gegenstände wegwirft und es common sense war, dass das menschliche Leben einen Wert darstellt. Der Artikel hatte folgenden Wortlaut:

„Weggeworfene Jugend. Von vier jungen Mädchen, durchweg Hausgehilfinnen, meldet der Polizeibericht eines Tages, daß sie aus dem Leben fliehen wollten, und wenn auch in zwei Fällen der Versuch mißlungen ist, so ist die Tatsache doch eine furchtbare Anklage. Der unmittelbare Anlaß mag eine Nichtigkeit sein, ein unbedachtes Wort, ein treuloser Liebhaber. Was immer - nur jene armseligen Stiefkinder des Lebens, deren freudloses Tagwerk kaum jemals ein froher Sonnenstrahl trifft, vermögen es so leicht wegzuerwerfen. Wenn Jugend sonst ein jubelndes Erleben ist, erfüllt von tausendfältigen kleinen Freuden, die ihre ist Plage, ist Ausbeutung, Enttäuschung. Eine Last ohne jede Hoffnung. Die 21jährige Sophie W. wurde an ihrem Dienort in dem mit Leuchtgas erfüllten Badezimmer tot aufgefunden. Abends war sie noch im Theater, hatte ein rührseliges Singspiel angehört, mochte sich in irgendwelche Gedankenverbindungen mit ihrem trostlosen Dasein verrannt haben und beschloß zu sterben. Die 21jährige Hausgehilfin Rosa W. wurde über dem Gasherd gebeugt tot aufgefunden. Nach einem Abschiedsbrief ging sie in den Tod, weil ihr Bräutigam in einen weit entfernten Dienort versetzt worden ist. Der Geliebte, der fort muß, das ist der Verlust der letzten Hoffnung, von der Qual des Dienens befreit zu werden; wozu weiterleben? Die 23jährige Hausgehilfin Marie S. trank wegen unglücklicher Liebe am Ufer der Donau Lysol. Sie wurde ins Krankenhaus ge-

²²² Etwas von uns. In: Wir vom Haushalt 6 (1928) 1-2, hier 1.

²²³ Ebd.

²²⁴ Weggeworfene Jugend, Das Kleine Blatt, 17.5.1927, 1.

bracht. Die 19jährige Hausgehilfin Grete R. wurde von ihrer Dienstgeberin in der Wohnung bei geöffnetem Gashahn b e w u ß t l o s gefunden. Vier Dienstmädchen, die des Lebens müde, ihrer einsamen Jugend überdrüssig sind. Wer denkt an sie, wer weint um sie?“²²⁵

Im Text lassen sich eine Reihe weiterer Euphemismen für den Tod(eswunsch) finden. Dazu gehören die Formulierungen „aus dem Leben fliehen“, „des Lebens müde“ sein, der „einsamen Jugend überdrüssig sein“ und „die armseligen Stiefkinder des Lebens“. Der Rückgriff auf diese beschönigenden und verschleiernenden Ausdrücke dient dazu, die Tabus des Todes und des Suizids nicht zu brechen. Wie bereits erwähnt geht es im Suiziddiskurs sehr stark um Schuld, die in diesem Text sehr direkt mit dem Wort der „Anklage“ angesprochen wird. Die Anklage im Text wird gegen die harten Daseinsbedingungen im Hausgehilfinnen-Beruf ausgesprochen. Zur Konstruktion dieser Anklage wird auf ein Bild der Jugend als ein Quell von Freude zurückgegriffen, das aber für diese Frauen relativiert und in das Gegenteil verkehrt wird. Durch die Kontrastierung der Hausgehilfinnen-Jugend mit der als „normal“ präsentierten glücklichen Jugend wird ein Widerspruch aufgebaut, der in der Folge noch präzisiert wird. Dazu wird auf die positiven Jugend-Metaphern vom „jubelnden Erleben“ und des „Erfülltseins von tausendendfältigen kleinen Freuden“ zurückgegriffen und andererseits auf die „Trostlosigkeits“-Metapher vom „freudlosen Tagwerk“, auf das kaum „jemals ein froher Sonnenstrahl trifft“ und die Identifizierung der Hausgehilfinnen-Jugend mit Plage, Ausbeutung, Enttäuschung und „einer Last ohne jede Hoffnung“. Damit die im Text verfolgte Anklagestrategie noch mehr Wirksamkeit entfalten kann, werden die als unmittelbar und nichtig bezeichneten Suizidanlässe relativiert und entwertet, um die mögliche moralische Verurteilung auf der Ebene des Individuums zu verhindern. Im nächsten Schritt wird dann die Aufmerksamkeit auf die Umstände der Last, der Plage und der Enttäuschung im Hausgehilfinnen-Beruf gerichtet, die als die dahinterliegenden, „wirklichen“ Suizidgründe präsentiert werden. Auch das im Text stark präsente Motiv der Liebe wird in diese Logik eingegliedert, denn es geht kaum um die Liebe selbst, sondern um die mit der Liebe oder vielmehr der Ehe assoziierte Hoffnung auf Erlösung vom harten Hausgehilfinnen-Beruf. Am Ende des Textes wird die Anklage noch einmal wiederholt und verstärkt durch die Fragen „Wozu weiterleben?“ und „Vier Dienstmädchen, die des Lebens müde, ihrer einsamen Jugend überdrüssig sind. Wer denkt an sie, wer weint um sie?“

²²⁵ Ebd.

Genauso wie die anderen Tageszeitungen brachte auch das „Kleine Blatt“ viele Kurzmeldungen über suizidale Handlungen. Diese wurden in der Regel in der Rubrik „Von Tag zu Tag“ abgedruckt und hatten folgendes typisches Aussehen:

„Unfall oder Selbstmord. Die 18jährige Hausgehilfin Rosa K o l l e r wurde Dienstag nachts von ihrer Dienstgeberin in dem mit L e u c h t g a s erfüllten Schlafraum der Wohnung leblos aufgefunden. In der anstoßenden Küche waren die H ä h n e d e r G a s l e i t u n g g e ö f f n e t. Die Rettungsgesellschaft konnte nur mehr den Tod feststellen. Ob es sich um einen Selbstmord oder Unfall handelt, ist noch n i c h t b e k a n n t.“²²⁶

Der Charakter der Meldung veränderte sich im Lauf der Jahre kaum. So liest sich die typische Kurzmeldung im Jahr 1934 ganz ähnlich:

„Zwei Menschen greifen zum Strick. In Wien haben sich gestern zwei Menschen aufgehängt: Der 42jährige Chaffeur Eduard M u g r a u e r, 21, Donaufeldstraße 8, und die 39jährige Hausgehilfin Amalie R y f l e s, 18, Hofstattgasse 8. In beiden Fällen ist das Motiv des Selbstmordes unbekannt.“²²⁷

Das Interessante am „Kleinen Blatt“ war, dass es seit dem 16. Juni 1927 eine eigene Rubrik für die Hausgehilfinnen hatte, die jeweils am Freitag abgedruckt wurde und immer eine Seite umfasst hat. Bis zum 5. Juni 1932 hatte diese den Namen „Die Hausgehilfin“, danach hieß sie „Die Hausangestellte“. Interessantweise erschien am selben Wochentag immer auch die Rubrik „Die Gute Hausfrau“, in der das kleinbürgerliche Hausfrauen-Dasein zelebriert wurde. Insgesamt lässt sich feststellen, dass das „Kleine Blatt“ durchaus auf die weibliche (arbeitende) Bevölkerung und deren Berufsberatung fokussierte, da von der 8. Ausgabe 1927 bis zur 4. Ausgabe 1928 auch die Rubrik „Vom Frauenberuf“ und von der 18. Ausgabe 1928 bis zur 343. Ausgabe desselben Jahres die Rubrik „Frauenberufe und Frauenschicksale“ erschienen sind. Im Zusammenhang mit dem Thema Berufswahl wurden etwa junge Mädchen von Land ganz dezidiert davor gewarnt, mit großen Hoffnungen und vor allem ohne Ausbildung in die Stadt zu kommen, da selbst im Hausgehilfinnen-Beruf die Arbeitslosigkeit inzwischen an der Tagesordnung sei.²²⁸ Außerdem wurden im selben Artikel die Familien aufgefordert, nicht nur den Söhnen eine Ausbildung zu ermöglichen, sondern auch den Töchtern.²²⁹ Im Rahmen der Rubrik „Die Hausgehilfin“ wurde den Hausgehilfinnen immer wieder die Möglichkeit gegeben, ihr

²²⁶ Unfall oder Selbstmord, Das Kleine Blatt 14.10.1927, 9.

²²⁷ Zwei Menschen greifen zum Strick, Das Kleine Blatt 25.5.1934, 8.

²²⁸ Das Mädel vom Land. Ungelernte junge Hausgehilfinnen, Das Kleine Blatt 28.10.1927, 12.

²²⁹ Ebd.

Leid zu klagen. So wurde am 13.7.1934 ein gekürzter Brief einer Hausgehilfin abgedruckt, der etwa die Hälfte der ganzen Rubrik einnimmt. Nachstehend einige Passagen aus diesem Brief, der die Überschrift „Nichts sonst – nur Gerechtigkeit!“ trug:

„Ich habe schon oft und oft manchen Hund beneidet, denn so ein Tier hat es oft besser gehabt als ich: ich bin schon verzweifelt, am liebsten möchte ich mein Leben wegwerfen, denn was habe ich schon auf der Welt? Nichts als Arbeit von früh bis spät und dazu nur Spott und Hohn. Wenn ich vom S e l b s t m o r d e i n e r H a u s g e h i l f i n lese, dann tut es mir fast leid, daß ich es nicht bin. Denn sie ist glücklich und weiß von der Welt nichts mehr ... Ich bin jetzt in einem Hause mit zwei f e i n e n Damen. Aber ich kann nicht hier bleiben, denn sonst müßte ich den Gashahn aufdrehen vor Qual und Verzweiflung.“²³⁰

Im ersten Satz vergleicht die Autorin ihre Lebensumstände mit denen eines Hundes und schätzt dabei die Lage des Tieres besser ein als ihre eigene. Die Autorin bedient sich dabei des Wissensbestandes, dass der domestizierte Hund ein Geschöpf ist, das besonders stark vom Menschen abhängig ist und dass alle Tiere in der Hierarchie der Lebewesen unter dem Menschen stehen. Durch diese Selbstabwertung gelingt ihr die Dramatisierung ihres Daseins, die verstärkt wird durch die Perspektivierung einer suizidalen Handlung. Sie bringt dabei den common sense, dass das menschliche Leben einen Wert darstellt, in Opposition zu ihrem Leben, dass sie als wertlos und daher auch als verzichtbar einstuft. Im Verlauf des Textes greift die Autorin noch ein zweites mal auf das rhetorische Stilmittel des Vergleichs und der damit bezweckten Dramatisierung zurück, und zwar wenn sie schreibt, dass es ihr bei der Lektüre von Berichten über Hausgehilfinnen, die sich selbst getötet haben, fast leid tut, dass sie nicht an deren Stelle war. Um diese Ausführungen noch wirksamer zu machen, setzt die Autorin im nächsten Satz auf eine Idealisierung des Totseins, denn tatsächlich kann niemand sagen, ob ein toter Mensch glücklich ist oder nicht bzw. ob er wirklich nichts mehr von der Welt weiß. Wenn man dazu noch die Position der katholischen Kirche zum Suizid bedenkt, so dürften SuizidentInnen eigentlich nicht allzu sehr auf ein positives „Danach“ hoffen. Bei der Charakterisierung ihrer aktuellen Dienstgeberinnen als „feine Damen“ greift die Autorin dann auf das Stilmittel der Ironie zurück, um zu betonen, dass diese das Gegenteil davon sind. Im letzten Satz des Textausschnittes dramatisiert sie ein weiteres Mal ihr jetziges Dasein, indem sie schreibt, dass ein Ausharren am aktuellen Dienstposten zu einem Suizid führen müsste.

²³⁰ F.W., Nichts sonst – nur Gerechtigkeit!, Das Kleine Blatt, 13.7.1934, 12.

Wie bereits erwähnt, stand das „Kleine Blatt“ in unmittelbarer Nähe der SozialdemokratInnen, die immer wieder versuchten, die hohen Suizidraten für ihre politischen Interessen zu „nützen“. Vor allem mit dem Wissen, dass die Suizidraten seit Jahren im Steigen begriffen waren, wurde versucht, Druck auf die Regierung auszuüben und soziale Verbesserungen für die ArbeiterInnenklasse einzufordern. Die SozialdemokratInnen bedienten sich hierbei besonders stark der soziologischen Lesart des Suizids und stellten dabei einen kausalen Zusammenhang zwischen sozialer sowie wirtschaftlicher Not und dem rasanten Anwachsen der Suizidraten her. Im nachstehenden Text werden die fehlgeschlagene allgemeine Einführung der Altersversorgung und die mit den Stimmen der Christlich-Sozialen und der Großdeutschen Partei verabschiedete Genfer Sanierung verantwortlich gemacht für das Ansteigen der Suizide. Was die Wirkung der Genfer Protokolle angeht, so hatten diese zwar zur Eindämmung der Nachkriegs-Hyperinflation beigetragen, zugleich aber auch ein Hochschnellen der Arbeitslosenrate bewirkt. Die zentralen Passagen des mit „Die Statistik der Verzweiflung“ betitelten Artikels, der am 25.11.1927 erschienen ist, hatten folgenden Wortlaut:

„Die Altersversicherung darf nicht in Kraft treten. Die christlichsoziale Regierung und Herr Kunschak sind dagegen. Die Arbeitslosigkeit wird abgebaut, indem man den Arbeitslosen unter irgendeinem Vorwand die Unterstützung entzieht. Jeder Lebenssicherung beraubt, fallen die Menschen der Verzweiflung anheim. Seit wir an die ausländischen Banken für die vielgepriesene Sanierung jährlich 10 Millionen Schilling Zinsen zu zahlen haben, steigt die Zahl der Selbstmorde von Jahr zu Jahr ... (Ausführungen zur Suizidstatistik, Anm. M.H.) ... Und die Ursache all dieses Jammers? In vielen Fällen wird amtlich Krankheit und Furcht vor Krankheit angegeben. Diese Furcht dürfte sicher um so größer sein, je weniger Geld für Ärzte und Medikamente vorhanden ist. Dann kommt die große Zahl derer, bei denen die Selbstmordursache angeblich nicht bekannt ist. *N o t u n d A r b e i t s l o s i g k e i t* werden nur bei einem Teil der Selbstmorde als Ursache angegeben. Würde man jedoch die Fälle, in denen unglückliche Liebe, Kränkung oder Familienzwist als Ursache angegeben sind, genauer untersuchen, dann würde es sich fast immer herausstellen, daß *w i r t s c h a f t l i c h e N o t* die Liebe unglücklich gemacht oder den Zwist herbeigeführt hat. Die Statistik der Selbstmorde ist eine Statistik der Not und der Verzweiflung.“²³¹

Im Artikel wird zur Erklärung der hohen Suizidraten zuerst auf die Suizidstatistik zurückgegriffen, die tatsächlich Krankheit und Furcht davor als ein häufiges Suizidmotiv führt. Dieses Motiv wird im Text aber uminterpretiert in ein wirtschaftliches, indem argumentiert wird, dass vor allem die Furcht vor der Krankheit eigentlich die Furcht vor

²³¹ Die Statistik der Verzweiflung, Das Kleine Blatt, 25.11.1927, 6.

der Nicht-Finanzierbarkeit der notwendigen Genesungsmittel meint. Wie bereits erwähnt konnte bei einem Drittel der Suizidfälle kein Motiv zugeordnet werden, was für die politische Strategie der SozialdemokratInnen durchaus ein Dilemma darstellte, weil diese zum Aufbau von politischem Druck auf eine Suizidstatistik mit einer möglichst hohen Zuordnungsrates „angewiesen“ waren. Aus diesem Grund wird im Text auch die zahlenmäßig hohe Unzuordenbarkeit kritisiert. Noch viel wichtiger als die prinzipielle Zuordnung von Motiven war für die Sozialdemokratie aber die Zuordnung der Motive der wirtschaftlichen Not und Arbeitslosigkeit, da sie davon ausging, dass diese beiden Motive die Suizidraten in die Höhe treiben. Vor diesem Hintergrund wird im Text dann auch eine Unteridentifikation der Motive der Not und der Arbeitslosigkeit beklagt. Auch das gängige Motivgruppenschema wird kritisiert, weil es den „wirklichen“ Suizidgrund der wirtschaftlichen Not verfälschen würde. Im letzten Satz wird dann die Interpretation des Suizids als ein von wirtschaftlicher Not ausgelöstes Phänomen noch einmal auf den Punkt gebracht, indem die Suizidstatistik als eine Statistik der Not und Verzweiflung klassifiziert wird.

Rund einen Monat nach dem Erscheinen des oben analysierten Artikels berichtet das „Kleine Blatt“ in der Rubrik „Die Hausgehilfin“ wieder über die teilweise noch fehlende staatliche soziale Absicherung der Hausgehilfinnen. Dieses Mal geht es um die Arbeitslosenfürsorge, in welche die privatbeschäftigten Hausgehilfinnen nach wie vor nicht einbezogen waren. Für das Hauspersonal in den Großküchen, Spitälern und Sanatorien war die Versicherung hingegen schon Realität. Im Artikel werden Auszüge aus der Hausgehilfinnendebatte im parlamentarischen Ausschuss für soziale Verwaltung gebracht, die demonstrieren sollen, dass es die SozialdemokratInnen sind, die sich für eine Einbeziehung in die Arbeitslosenfürsorge stark machen und nicht die Christlich-Sozialen, die diese Ausweitung erneut ablehnen sollten. Zu diesem Zweck werden die Ausführungen der Sozialdemokratin Anna Boschek zitiert, die u. a. die Scheinmoral der christlich-sozialen Partei kritisiert:

„Ich weiß, die Herren der christlich-sozialen Partei, Sie sind immer über alle Maßen um das sittliche Wohl der Hausgehilfinnen besorgt. Und dennoch dulden sie es, daß tausende von ihnen durch ihre Schuld, durch ihr starres Nein in die tiefste Not und damit in die schwersten Versuchungen gestürzt werden?“²³²

Mit dem Vorwurf der Beförderung der Unmoral nimmt Boschek auf jenen Teil des Diskurses Bezug, der den Hausgehilfinnen per se eine gewisse Liederlichkeit unterstellt und in

²³² Wer sich der Hausgehilfinnen in Wahrheit annimmt, Das Kleine Blatt, 16.12.1927, 11.

der tatsächlich hohen Prostitutionsrate von ehemaligen Hausgehilfinnen eine Basis hat. Am Ende des Artikels wird auch eine Reaktion der Christlich-Sozialen Partei gebracht, und zwar jene des Abgeordneten Emanuel Weidenhoffer, der Vertreter der Unternehmer war. Dieser wird mit den Worten zitiert:

„... daß die Arbeitslosenfürsorge ohne Zweifel die Arbeitsscheu fördere und es Arbeiter gebe, die der Arbeit direkt ausweichen.“²³³

Mit dem Einsatz dieses Zitats soll noch einmal darauf verwiesen werden, welche politische Kraft die Einbeziehung der Hausgehilfinnen ablehnt. Das auffällige an diesem Zitat ist, dass diese Position bis heute im Diskurs aktualisiert wird, wenn es um die Ausweitung der staatlichen sozialen Absicherung für Arbeitslose geht.

Wie bereits bei den Berichten der „Kronen-Zeitung“ und der „Dötz“ festgestellt wurde, zögerte manchmal auch das „Kleine Blatt“ mit dem Aussprechen eines Suizidverdachtes, der aufgrund der Ähnlichkeit zu anderen Fällen durchaus sagbar gewesen wäre. Vor allem beim nachstehenden Bericht vom 19.5.1927 erreicht die Erklärung des Herganges nur eine geringe Stringenz, weil die Möglichkeit eines Suizids dezidiert ausgeschlossen und stattdessen eine rein spekulative Erklärung angeboten wird:

„Nach den Erhebungen der Polizei liegt zweifellos ein Unfall vor. Man stellt sich den Hergang so vor, daß Frau Summesberger Montagabend von Unwohlsein befallen wurde. Ihre Freundin war ihr behilflich und hat in der Küche wahrscheinlich einen Tee gekocht. Dabei ist sie wohl an den Hahn des Gasrohrs an gestoßen. Das ausströmende Gas ist aus der Küche in das Zimmer gedrungen und hat alle drei Personen betäubt und schließlich getötet.“²³⁴

Der im Text ausgeschlossene Suizid kollidiert mit dem Wissen der Zeit, dass eine Leuchtgasvergiftung die häufigste Suizidmethode war und dass manche SuizidentInnen bewusst auf den Effekt der schweren Unterscheidbarkeit zwischen Gasunfall und Suizid gesetzt haben, um die nach wie vor negativ konnotierte Suizidhandlung zu verschleiern. In einem ähnlich gelagerten Fall, bei dem eine Privatbeamtin und ihre Schwester an einer Leuchtgasvergiftung gestorben sind, wird genauso wenig ein Suizidverdacht ausgesprochen.²³⁵ In

²³³ Ebd.

²³⁴ Entsetzliche Leuchtgaskatastrophe. Vergiftungstod dreier Personen durch Unvorsichtigkeit, Das Kleine Blatt, 19.5.1927, 4.

²³⁵ Gas, Gas und immer wieder Gas, Das Kleine Blatt, 30.12.1927, 8.

diesem Kontext drängt sich die Frage auf, ob diese Zurückhaltung Zufall war, oder ob dahinter bewusste Überlegungen standen. Vor dem Hintergrund der negativen Konnotation des Suizids wäre es denkbar, dass vor allem bei sozial sehr einflussreichen Gruppen eine Suizidzuordnung negative Konsequenzen für die JournalistInnen und die Zeitungen haben hätte können und daher von vornherein vermieden wurde.

Alle drei Zeitungen haben eine Reihe von argumentativen Strategien, rhetorischen und stilistischen Figuren gemein, die im Nachstehenden zusammengefasst werden. Einleitend lässt sich sagen, dass es in der Regel zwei Formen der Berichterstattung über suizidale Hausgehilfinnen gab. Für die erste ist die kurze knappe Meldung, die sich streng an den formalen Vorgaben des Kurzberichts orientiert, typisch. Hier wurde in der Regel der Name der Hausgehilfin, ihr Wohn- bzw. Dienort, ihr Alter, die von ihr gewählte Suizid- oder Suizidversuchsmethode sowie das Motiv und der Ort der Handlung genannt. Konnte kein Motiv identifiziert werden, so wurde auch das festgehalten. Die von den Zeitungen zugeordneten Motivgruppen erinnern frappant an die in den Suizidstatistiken genannten. Die Ursache für diese Ähnlichkeit dürfte darin liegen, dass sich die JournalistInnen ihre Informationen von den Rettungsgesellschaften und den Polizeiberichten besorgt haben, die die Fälle nach dem bereits vorgestellten Motivgruppenschema aufgezeichnet haben. Abgesehen davon dürfte ihnen durch die regelmäßige Publikation der Suizidstatistiken dieses Schema ohnehin geläufig gewesen sein. Diese formal sehr strengen Kurzberichte erreichen in ihrer Argumentation ein hohes Maß an Stringenz, da sie mit den Mitteln der Verknappung und der Vereinfachung arbeiten. Bei der Zuordnung der Suizidmotive gibt es eine Art „Master-Strategie“, die darin besteht, im besten Fall eine „eindeutige“ Motividentifizierung vornehmen zu können oder, falls das nicht geht, zumindest eine deutliche Vermutung aussprechen zu können. Konnte diese Zuordnung nicht vorgenommen werden, weil es einfach keine Informationen zum möglichen Motiv gab, so wurde dieser Umstand auch beklagt. Was das quantitative Ausmaß dieser Art von Berichterstattung angeht, so dominierte sie ganz eindeutig die Suizidberichterstattung aller drei Zeitungen. Die zweite, viel seltenere Form der Berichterstattung ist jene, bei der die Meldung nicht in die üblichen Chronik-Rubriken eingetragen, sondern als eigenständiger Artikel publiziert wurde. Die wichtigste Voraussetzung für diese Art von Berichterstattung war, dass der Fall irgendetwas Außergewöhnliches oder Spektakuläres an sich hatte. Es galt also hier das Prinzip der Seltenheit. Der Umstand der Prominenz, der bei anderen SuizidentInnen von hoher Relevanz war, fiel bei den Hausgehilfinnen weg, außer sie waren in einem prominenten Haushalt angestellt

gewesen. Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen wurden dann groß publiziert, wenn die Hausgehilfinnen sehr jung oder sehr alt gewesen waren, wenn sie eine außergewöhnliche und/oder eine besonders „blutige“ Suizidmethode gewählt hatten. Auch der Ort war von Relevanz, entweder wegen seiner Ungewöhnlichkeit, oder wegen der dortigen lokalen Häufung von suizidalen Handlungen. Ein Beispiel für diese Häufung stellen etwa die Suizide und Suizidversuche von den Donaubrücken und den Donaukanalbrücken dar. Als ebenso „attraktiv“ erwiesen sich ein besonders spektakuläres Suizidmotiv und/oder ein als moralisch fragwürdig eingestufte Lebenswandel. Bei den meisten Artikeln dieser Art vermischte sich die Form des Berichts mit der des Kommentars. Durch die häufig gebrauchten grafischen Hervorhebungen der Sperrschrift und des Fettdrucks wurde ein Narrativ im Narrativ gebildet. Mit diesen grafischen Mitteln konnten die AutorInnen eine sehr persönliche Interpretationsebene einziehen. Die meisten Artikel wurden mit der Feststellung eingeleitet, dass eine suizidale Handlung erfolgt war, um dann in Rückblenden den Hergang und das Motiv der Hausgehilfin zu schildern. Abgeschlossen wurden die Artikel häufig durch einen Kommentar des Autors, der aber nicht in der ersten Person verfasst war, sondern in der dritten Person. Die Schilderung der Ereignisse, die zur suizidalen Handlung geführt haben, wurde mitunter in minutiöser Dialogform vorgenommen, bei der die Hausgehilfin mit ihrer Umgebung „bespricht“, was ihr das Leben „schwer“ macht. Dadurch wird der Eindruck erweckt, dass es nun die Hausgehilfin selbst ist, die spricht und dabei ist „ihr“ Motiv zu enthüllen. Die dahinter liegende Absicht des Autors dürfte es wohl sein, damit die Authentizität und Glaubwürdigkeit seiner Ausführungen zu steigern.

Abschließend soll nun durch eine vergleichende Mikroanalyse von drei Tageszeitungsberichten zu ein und demselben Fall herausgearbeitet werden, wie einheitlich oder unterschiedlich die Berichterstattung sein konnte. Um die Analyse genau nachvollziehen zu können, sind ihr die drei betreffenden Artikel in ihrem kompletten Umfang vorangestellt.

Transkript: Sie wollten zu viert sterben! Illustrierte Kronen-Zeitung, 6.1.1929, 5.

„Sie wollten zu viert sterben!“

Doppelselbstmord eines Liebespaares. – Selbstmord des Freundes . – Seine Geliebte will nicht in den Tod.

Gestern früh um 4 Uhr sprangen von der Reichsbrücke ein Mann und ein Mädchen in den Donaustrom und ertranken, obwohl versucht wurde ihnen Hilfe zu bringen. Durch **B r i e f e**, die bei den Kleidern lagen, wurde festgestellt, daß die Selbstmörder der **22jährige Kanonier Robert R a w r a t i l** und das **Mädchen seine G e l i e b t e**, die **22jährige Hausgehilfin Mizzi W i e d n e r**, **Praterstraße 11**, wohnhaft gewesen sind. Rawratil war zuletzt der Artillerieschießschule in der **W i l h e l m s k a s e r n e** zugeteilt. Er war **s e h r l e i c h t s i n n i g**. **Stak tief in Schulden** und ist von seinen Gläubigern auch oft hart bedrängt worden.

Er ist Vater zweier außerehelicher Kinder gewesen, die sich bei den Großeltern der Kinder in Pflege befinden. Trotz seiner doppelten Vaterschaft knüpfte er mit mehreren Mädchen Beziehungen an. In seiner Rocktasche wurden Briefe von vier verschiedenen Liebhaberinnen gefunden. Aus der Kaserne war Rawratil schon seit einigen Tagen verschwunden.

Ein tragisches Nachspiel

Gleichzeitig wollte noch ein zweites Liebespaar Selbstmord begehen!

Man hatte Rawratil und die Wiedner ins Wasser springen gesehen, hat auch Rettungsversuche mit Zillen unternommen, doch konnten die Lebensmüden nicht gerettet werden.

Der Doppelselbstmord hat ein **u n g e m e i n t r a g i s c h e s N a c h s p i e l**.

Mit dem Kanonier Rawratil und seiner Geliebten wollte noch ein zweites Liebespaar Selbstmord begehen.

Der vierfache Selbstmord war schon verabredet. Die beiden anderen sind auch ein Liebespaar: der **22jährige Kanonier der Brigadeartillerieabteilung I in der Wilhelmskaserne Max L u d w i g** und seine **Geliebte, die 23 jährige Hausgehilfin Franziska A., Große Sperlgasse** bedienstet. Die beiden Kannonisten waren innig befreundet und haben auch die Vergnügungen gemeinsam mitgemacht. Beide scheinen **überspannt** gewesen zu sein. Sie haben beschlossen, **g e m e i n s a m** zu sterben und in **leichtsinniger Weise auch auf ihre G e l i e b t e n e i n g e w i r k t** mit ihnen in den Tod zu gehen. Man besprach sich, am 4. d. abends zusammenzukommen und dann **g e m e i n s a m i n d i e D o n a u** zu gehen.

Mit dem letzten Gelde wurde am Freitag im Café ‚Adria‘ ein

lustiger Abschiedsabend

gefeiert. Dann wurde ein **g e m e i n s a m e r A b s c h i e d s b r i e f** aufgesetzt, der an die **M u t t e r** des Ludwig gerichtet war.

Auch **L u d w i g** war **s t a r k v e r s c h u l d e t** und seit einigen Tagen aus der Kaserne verschwunden.

Der gemeinsame Selbstmord der beiden Liebespaare ist nicht zustandegekommen, da sich in der **W e i n l a u n e** beide Paare miteinander **z e r s t r i t t e n** und verschiedene Wege einschlugen.

Rawratil und die **W i e d n e r** haben dann die Tat noch im Laufe der Nacht ausgeführt.

Gestern nachmittags um ½ 4 Uhr kamen der Kanonier Ludwig und seine Geliebte auf die Reichsbrücke, um auch ins Wasser zu springen. Aber im letzten Augenblicke gereute es das Mädchen und es begann um Hilfe zu rufen. Ludwig riß sich von dem Mädchen los und sprang von der Brücke in den Donaustrom. Passanten und Wachbeamte konnten ihn nicht mehr retten.“

Transkript: Doppelselbstmord eines Liebespaares, Deutschösterreichische Tages-Zeitung, 6.1.1929, 5-6.

„Doppelselbstmord eines Liebespaares.

Sonabend früh um 4 Uhr sprangen von der Reichsbrücke ein Mann und ein Mädchen in den Donaustrom und ertranken, obwohl versucht wurde, ihnen Hilfe zu bringen. Durch Briefe, die bei den am Ufer zurückgelassenen Kleidern lagen, wurde festgestellt, daß die Selbstmörder der 22jährige Kanonier Robert R a w r a t i l und seine Geliebte, die 22jährige Hausgehilfin Mizzi W i e d n e r, Praterstraße 11 wohnhaft, gewesen sind.

Rawratil war zuletzt der Artillerieschießschule in der Wilhelmskaserne zugeteilt. Er war sehr leichtsinnig, stak tief in Schulden und ist von seinen Gläubigern auch oft arg bedrängt worden. Trotz seiner Jugend ist Rawratil Vater zweier außerehelicher Kinder gewesen, die sich bei den Großeltern der Kinder in Pflege befinden. Ungeachtet seiner doppelten Vaterschaft knüpfte er mit mehreren Mädchen Beziehungen an; in seiner Rocktasche wurden Briefe von vier verschiedenen Geliebten gefunden. Am 4. ds. Abends hat er noch mit seiner Geliebten Wiedner die beiden unglücklichen Kinder bei den Großeltern besucht und dort auch Äußerungen fallen lassen, die auf Selbstmordabsichten schließen ließen. Aus der Kaserne war Rawratil schon seit einigen Tagen verschwunden, das Mädchen hat am 3. ds. ihren Dienstort ohne eine Andeutung über den Zweck ihres Fortgehens verlassen.

Ein dritter Selbstmord.

Der Doppelselbstmord hat ein ungemein tragisches Nachspiel. Mit dem Kanonier Rawratil und mit seiner Geliebten wollte noch ein z w e i t e s L i e b e s p a a r S e l b s t m o r d begehen. Der vierfache Selbstmord war schon verabredet. Die beiden anderen sind auch ein Liebespaar: der Kanonier der Brigadeartillerieabteilung 1 in der Wilhelmskaserne Max L u d w i g und seine Geliebte, die 23jährige Hausgehilfin Franziska A., 2. Bez., Große Sperlgasse, bedienstet. Die beiden Kanoniere waren innig befreundet und haben auch die Vergnügungen gemeinsam mitgemacht. Sie haben gemeinsam zu sterben beschlossen und in leichtsinniger Weise auch auf ihre Geliebten eingewirkt, mit ihnen in den Tod zu gehen. Was die beiden jungen Leute noch an Verwertbarem besaßen, wurde vorher versetzt oder sonst zu Gelde gemacht, und mit diesem letzten Gelde am Freitag im Kaffee ‚Adria‘ ein lustiger Abschiedsabend gefeiert. Nach der fröhlichen Abschiedsfeier wurde dann ein gemeinsamer Abschiedsbrief aufgesetzt, der an die Mutter des Ludwig gerichtet war.

Gestern nachmittags, um halb 4 Uhr, kamen der Kanonier Ludwig und seine Geliebte auf die Reichsbrücke, um auch ins Wasser zu springen. Aber im letzten Augenblick gereute es das Mädchen und es begann um Hilfe zu rufen. Ludwig war darüber sehr ungehalten, riß sich von dem Mädchen, das ihn zu halten versuchte, los und sprang von der Brücke in den Donaustrom. Vorübergehende eilten hinzu, Wachbeamte machten mit deren Hilfe Zillen los und ruderten in den Strom hinaus, konnten aber den Kanonier nicht retten. Die A. erzählte am Prater-Kommissariat dann den Zusammenhang zwischen dem gestern nachts verübten Doppelselbstmords und der Tat des Kanoniers Ludwig, mit dem sie selbst sterben hätte sollen.“

Transkript: Zwei Liebespaare begehen Doppelselbstmord, Das Kleine Blatt, 6.1.1929, 6.

„Zwei Liebespaare begehen Doppelselbstmord.

Das eine Mädchen besinnt sich im letzten Augenblick eines Besseren. – Die drei anderen in den Fluten der Donau verschwunden.

Samstag um 4 Uhr früh sprangen von der Reichsbrücke ein Mann und ein Mädchen in den Donaustrom und ertranken. Es waren der 22jährige Kanonier Robert R a w r a t i l, seine Geliebte, die 22jährige Hausgehilfin Mitzi W.

Zwölf Stunden später kamen der Kanonier Max L u d w i g und seine Geliebte, die Hausgehilfin Franziska A. auf die Reichsbrücke, um auch ins Wasser zu springen. Aber im letzten Augenblick gereute es das Mädchen, und es begann um Hilfe zu rufen. Ludwig war darüber sehr ungehalten, riß sich von dem Mädchen, das ihn zu halten versuchte, los, und sprang von der Brücke in den Donaustrom. Wachebeamte ruderten in den Strom hinaus, konnten aber den Kanonier nicht mehr retten.

Gemeinsamer Plan.

Die beiden Paare hatten bereits vor geraumer Zeit einen vierfachen Selbstmord verabredet. Die Burschen hatten die Mädchen bewogen, ihre Stellungen zu verlassen und waren selbst seit einigen Tagen der Kaserne ferngeblieben. Sie hatten alle ihre Habseligkeiten verkauft und sich am Freitag abends zu einer „lustigen Abschiedsfeier“ im Café ‚Adria‘ getroffen.

Dort haben sich aber die beiden Paare zerstritten und haben dann verschiedene Wege eingeschlagen, die sie alle in den Tod führen sollten. Drei von ihnen sind nun den traurigen Weg, den sie in unfassbarem Leichtsinn beschritten haben, zu Ende gegangen“

Analyse

Alle drei Artikel haben eine auffällig ähnliche Struktur und Gliederung, wobei ins Auge sticht, dass nicht nur manche Worte, sondern ganze Passagen und Sätze identisch sind, was vor allem auf die Artikel der Kronen-Zeitung und der Dötz zutrifft. Diese frappante Ähnlichkeit dürfte besonders auf eine gemeinsame, bereits verschriftlichte Informationsquelle zurückzuführen sein – und zwar den Polizeibericht. Daneben ist es nicht auszuschließen, dass man Informationen auch aus den gefundenen Abschiedsbriefen bezogen hat und dass man in Kontakt mit der überlebenden Hausgehilfin sowie mit den vor Ort involvierten Wachebeamten und weiteren Augenzeugen getreten ist. Wie bei vielen anderen Artikeln aus dieser Zeit beobachtbar, war es üblich, das persönliche Umfeld der SuizidentInnen genau darzustellen, ja zu durchleuchten. So wurden auch in diesem Fall die Namen und teilweise die Adressen der beteiligten Personen publiziert. Der Zugriff auf das Private geht bei der Kronen-Zeitung und der Dötz so weit, dass auch auf die soziale und finanzielle Situation der Männer eingegangen und eine moralische Bewertung ihres Lebensweges vorgenom-

men wird. Die personenbezogenen Beschreibungen „leichtsinnig“, „stak tief in Schulden“, „überspannt“, „Vater zweier außerehelicher Kinder“ sind in identischer Weise in beiden Artikel zu finden und zeichnen ein negatives Bild von den Suizidenten. Interessant ist, dass man sich bei den Hausgehilfinnen mit moralischen Wertungen dieser Art zurückhält und dass man ihnen in allen drei Artikeln nur eine nachgeordnete Rolle einräumt. Sie werden als Opfer dargestellt, die von den beiden Männern überredet worden waren. Diese Art der Berichterstattung ist wohl einem Frauenbild geschuldet, das Frauen als uneigenständige, leicht verführ- und überredbare Wesen verstanden wissen wollte. Das kommt auch im Subtitel der Kronen-Zeitung zum Ausdruck, wenn dort davon die Rede ist, dass Franziska A. nicht in den Tod will. Die Worte „(ich, Anm. M.H.) will nicht“, gebraucht man üblicherweise dann, wenn man eine Forderung zurückweist. Im Subtitel des Kleinen Blatts ist hingegen die Rede davon, dass sie sich besinnt, was ihren Bewusstwerdungsprozess in den Fokus stellt. Die fehlende Gleichwertigkeit der Geschlechter drückt sich in allen drei Artikeln auch dadurch aus, dass man den 22 jährigen R. Rawratil jeweils als Mann bezeichnet, die gleichaltrige M. Wiedner hingegen immer als Mädchen. Beim zweiten Liebespaar ist die Frau sogar ein Jahr älter als der Mann, dennoch wird sie durchgängig als Mädchen bezeichnet während ihr Liebespartner bis auf das Kleine Blatt immer als Mann bezeichnet wird. Alle drei Zeitungen schreiben von einem „Doppelselbstmord“. Die Dötz und das Kleine Blatt titeln damit, die Kronenzeitung spricht im Titel zwar richtigerweise davon, dass die beteiligten Personen zu viert sterben wollten, benützt dann aber im Subtitel auch den Terminus des Doppelselbstmords, was jedoch nicht der Faktenlage entspricht, da sich schlussendlich ‚nur‘ 3 Personen getötet haben. Das Ziel dieser Übertreibung dürfte wohl in einer Steigerung des Sensationseffektes gelegen haben, um ein größeres Publikum zu erreichen. Auffällig ist, dass vor allem den Lebensumständen der Männer große Aufmerksamkeit geschenkt wurde, während von den beiden Frauen, außer dass sie Hausgehilfinnen waren, nichts Näheres berichtet wurde. Wie bereits erwähnt, berichten die Kronen-Zeitung und die Dötz auch über die nähere familiäre und wirtschaftliche Situation der beiden Männer. Vor diesem Hintergrund formuliert die Kronen-Zeitung den Konzessivsatz: „Trotz seiner doppelten Vaterschaft knüpfte er mit mehreren Mädchen Beziehungen an.“ Mit einer konzessiven Angabe drückt man aus, dass eine Folge anders eingetreten ist als man erwartet hatte. Bei dieser Aussage bedeutet das, dass man von einem doppelten Vater verlangt hat, dass er keine neue(n) Liebesbeziehungen eingeht. Dasselbe gilt für den entsprechenden Satz aus der Dötz, der bis auf die Präposition „ungeachtet“ identisch mit jenem der Krone ist. Die Dötz greift auch im Satz „Trotz seiner Jugend ist Rawratil Vater zweier

außerehelicher Kinder gewesen, die sich bei den Großeltern der Kinder in Pflege befinden“ auf eine Präposition-Nomen-Konstruktion als konzessive Angabe zurück und drückt somit das Fehlen der logischen Folge aus. Bei dieser Aussage wäre die logische Folge gewesen, dass man im Lebensabschnitt der „Jugend“ keine Kinder hat. Alle drei Zeitungen schreiben, dass ein lustiger Abschiedsabend gefeiert wurde, ein Umstand, der in den Artikeln der Kronen-Zeitung und des Kleinen Blattes auch grafisch hervorgehoben wurde. Dieser Abschiedsabend dürfte als Provokation erlebt worden sein, weil er gegen den common sense verstieß, dass eine als ernst eingestufte Entscheidung nur in einem ernsten Umfeld getroffen werden kann. Die Krone weist in diesem Kontext auch auf den bewusstseinsbeeinträchtigenden Umstand einer Weinlaune hin. Dieser Gemütszustand wird in der Regel mit Unreflektiertheit und Sprunghaftigkeit assoziiert und verstärkt so den bereits mit dem Adjektiv „leichtsinnig“ ausgesprochenen Vorwurf der Fahrlässigkeit und Verantwortungslosigkeit. Die Dötz erhebt einen recht ähnlichen Sorglosigkeits-Vorwurf, wenn sie schreibt, dass die letzten verwertbaren Güter zu Geld gemacht und vertrunken wurden. Auch der Artikel des Kleinen Blattes, der sich sonst mit der moralischen Verurteilung deutlich zurückhält, weist im Abschlusssatz auf den unfassbaren Leichtsinns der ProtagonistInnen hin. Auffällig ist, dass es in den Texten zwei unterschiedliche Strategien der Verbindung des Doppelsuizids mit dem späteren Einzelsuizid gibt. Die Artikel der Kronen-Zeitung und der Dötz konzentrieren sich auf die Konstruktion eines Zusammenhangs, den es so nicht gegeben hat, denn der dritte Suizid war keine Folge der ersten beiden. Während die Dötz und die Kronen-Zeitung durch den Hinweis auf ein Nachspiel eine Schuldzuweisung aussprechen, verzichtet das Kleine Blatt darauf. Die Anklage der Illustrierten Kronen-Zeitung und der Dötz wurde hingegen noch weiter verschärft, indem man auf das Adjektiv tragisch zurückgriff, welches in sich die Aspekte des Furchtbaren, aber auch des Willkürlichen vereint. Ein Geschehen wird erst dadurch tragisch, dass es den Protagonisten unverdient trifft, Tragik basiert also auf Ungerechtigkeit. Diese Aussage wird noch durch das Adverb „ungemein“ verstärkt. Die Dötz und das Kleine Blatt wissen zu berichten, dass Max Ludwig ungehalten über das Verhalten von Franziska A. war, da sie den gemeinsamen Suizid verweigerte. Diese Konstruktion weist noch einmal daraufhin, dass auf Franziska A. Druck ausgeübt wurde. Obwohl in den Artikeln der Kronen-Zeitung und der Dötz die finanziell angespannte Situation der beiden Männer erwähnt wird, werden die Suizide eher ihren Charakterverfassungen zugeschrieben. Auf etwaige Probleme der beiden Frauen wird nicht eingegangen, was nicht einer gewissen Logik entbehrt, wenn man der Konstruktion der Frau als unselbständiges, leicht überredbares Anhängsel folgt. Wenn man nur die grafisch

hervorgehobenen Wörter und Satzteile aller drei Artikel betrachtet, dann dominiert vor allem bei der Kronen-Zeitung und der Döztz die moralische Verurteilung der Suizide, die beim Kleinen Blatt zwar nicht ausbleibt, aber nur an einer Stelle direkt ausgesprochen wird. Interessant ist auch, dass das Kleine Blatt nicht über die finanzielle Misere der Männer berichtete, wo doch gerade die sozialdemokratischen Blätter in der Regel darauf bestanden, dass der Suizid ein durch wirtschaftliche Not ausgelöstes Phänomen ist. Die Ursache für diese Nicht-Thematisierung könnte darin gelegen haben, dass die beiden Kanoniere nicht als Angehörige der Arbeiterschaft, sondern als Vertreter des Staates angesehen wurden.

6.3. Die Unzufriedene und Hausgehilfinnen-Zeitschriften

Die Unzufriedene

Wie bereits erläutert wurde, wird nicht die ganze Zeitschrift analysiert, sondern nur die Leserinnenbriefserie „Wie lebt die Hausgehilfin“, die wegen der Tatsache, dass dort die betroffene Gruppe das Wort hatte, ausgewählt wurde. Am 7.7.1928 wurde der Start der Serie verkündet und die Hausgehilfinnen ersucht „... uns ihre Arbeit, ihr Leben, die Freuden und Leiden ihres Berufs selbst (zu, Anm. M.H.) schildern“.²³⁶ Als Anregung zur Teilnahme wurde für die zehn besten Lebensschilderungen ein Preisgeld von je 30 Schilling ausgesetzt. Es wurden sowohl die Hausgehilfinnen vom Land als auch die aus der Stadt zur Teilnahme aufgefordert. Bedingungen für eine Berücksichtigung waren, dass der Brief bis zum 28.7.1928 einlangt, den Vermerk Preissauschreiben am Kuvert trägt und eine genaue Angabe der jeweiligen Tätigkeit enthält (Köchin, Stubenmädchen, Mädchen für Alles, Hausgehilfin auf einem Bauernhof, Kinderfräulein, Erzieherin usw.). Außerdem wurde darauf hingewiesen, dass die Namen und Adressen der Einsenderinnen geheim bleiben werden. Am 1.9.1928 wurden dann die ersten Briefe gedruckt. Die Titelseite dieser Ausgabe zeigte eine formatfüllende Illustration über die Bergung einer vermutlich ertrunkenen Frau aus einem Fluss, die mit „Hausgehilfinnenselbstmorde“ übertitelt wurde.²³⁷

Abb. 1: Titelbatt „Hausgehilfinnenselbstmorde“²³⁸



²³⁶ Wie lebt die Hausgehilfin? Eine neue Preisfrage der „Unzufriedenen“. In: Die Unzufriedene 6/27 (1928) 3.

²³⁷ Hausgehilfinnenselbstmorde. In: Die Unzufriedene 6/35 (1928) 1.

²³⁸ Ebd.

Der dazugehörige Leitartikel auf Seite 2 trug den Titel „Frauen, die das Leben von sich werfen“ und war von Paula Nowotny (geb. Hons) verfasst worden.²³⁹ Der Artikel wurde von einer großen Illustration begleitet, bei der die Suizide und Suizidversuche der Hausfrauen jenen der Hausgehilfinnen gegenübergestellt wurden. Diese Illustration griff zur Darstellung der Suizide auf das Symbol des Sarges und für die Suizidversuche auf das Symbol einer zusammengesunkenen Frau auf einer Bank zurück.²⁴⁰

Abb. 2: Illustration „Selbstmorde u. Selbstmordversuche“²⁴¹



Aus der Illustration geht hervor, dass sich im Jahr 1926 dreimal mehr Hausgehilfinnen selbst getötet haben als Hausfrauen. Die Autorin bezeichnet diesen Umstand als furchtbar und enthüllt dann den eigentlichen Zweck der Leserinnenbriefserie: „Um die Ursache dieser vielen Hausgehilfinnenselbstmorde genauer kennenzulernen, haben wir in unserer Nr. 27 vom 7. Juli die Preisfrage ausgeschrieben: **Wie lebt die Hausgehilfin?**“²⁴² Nowotny überlässt die Beantwortung dieser Frage nicht nur den Leserinnen, sondern antwortet auch selbst, indem sie die Zwistigkeiten mit den Nächsten sowie die Not und das Elend als die maßgeblichen Triebfedern für die Hausgehilfinnen-Suizide benennt. Not und Elend unter den Hausgehilfinnen sieht sie durch die herrschaftliche, klassenbezogene Ausbeutung verursacht, deren Überwindung nur durch den Beitritt zur Hausgehilfinnen-Gewerkschaft „Einigkeit“ gelingen kann:

„Traurig ist es, daß Zwistigkeiten mit den Nächsten die Hauptursache sind. Ein Sechstel der freiwillig sterbenden Menschen wird von den Mitmenschen in den Tod getrieben. Es ist dies eine furchtbare Anklage gegen alle. Sie bedeutet, daß die Menschen noch viel zu wenig Rücksicht, Verständnis, Duldsamkeit fürein-

²³⁹ Paula Nowotny, Frauen, die das Leben von sich werfen. In: Die Unzufriedene 6/35 (1928) 2-3.

²⁴⁰ Selbstmorde u. Selbstmordversuche. In: Die Unzufriedene 6/35 (1928) 2.

²⁴¹ Ebd.

²⁴² Nowotny, Frauen, die das Leben von sich werfen, 2.

ander kennen. Erst in zweiter Linie sind Not und Elend die Triebfedern zum Selbstmord. Daran ist unsere heutige Gesellschaftsordnung schuld, in der noch immer eine kleine Anzahl von Besitzenden auf Kosten der großen Masse herrschen und sich um das Schicksal der einzelnen nicht kümmern. Mögen die zugrunde gehen, wenn sich nur die Macht des Kapitals vergrößert. Beide Ursachen: häusliche Zwistigkeiten verbunden mit seelischer Vereinsamung und materieller Not, wirken aber meist zusammen bei den immer häufiger werdenden Selbstmorden der Hausgehilfinnen ... Wir wissen, die Hausgehilfin ist heute noch unter allen Arbeiterinnen oft am ärmsten dran. Von der ‚Gnädigen‘ streng überwacht, hat sie oft nicht die Möglichkeit, sich ihrer Organisation, der ‚Einigkeit‘, anzuschließen. Wenn sie dann ihren Posten verlieren, bedeutet dies für viele Obdachlosigkeit, Schutzlosigkeit, ein Herumirren durch die Stadt, und manche wird dadurch zum Opfer der Prostitution. Vor diesem Abgrund heben sie zurück und – rufen lieber den Tod, als in diese Nacht hinabzutaumeln.“²⁴³

Aus den nachstehenden Ausführungen Nowotnys geht hervor, dass die SozialdemokratInnen die Hausgehilfinnen als noch nicht erweckte Arbeiterinnen betrachtet haben, was mit dem Hinweis auf das „Bewusstsein“ angesprochen wird. Konkret ist damit das „Klassenbewusstsein“ gemeint, dass es als kollektives Identitätsbewusstsein herauszubilden gilt, um bessere Arbeitsbedingungen erkämpfen und schlussendlich Suizide verhindern zu können:

„Nur durch die Organisation wird auch die ausgebeutete Hausgehilfin zur gleichberechtigten Arbeiterin werden, nur die Organisation, die Vereinigung wird der einzelnen Hausgehilfin das Bewußtsein geben, daß sie nicht mehr wehrlos den Launen der Dienstgeber ausgeliefert ist. Haben aber die Hausgehilfinnen einmal dieses Bewußtsein der Sicherheit, dann werden sie nicht mehr freiwillig den Tod suchen, wenn ihnen das Arbeiten und Leben schwer wird, sondern sie werden mit doppelter Kraft eintreten und kämpfen um einen geregelten *A r b e i t s v e r t r a g*, der es auch ihnen möglich macht, *M e n s c h e n* und nicht mehr bloß Arbeitstiere zu sein.“²⁴⁴

Nowotny spricht im ersten Textauszug davon, dass Menschen von ihren Mitmenschen in den Tod getrieben werden, während sie an späterer Stelle, also im zweiten Zitat, schreibt, dass Menschen den Tod freiwillig suchen. Daraus ergibt sich ein Widerspruch, der auf eine der wichtigsten Wurzeln des Suiziddiskurs zurückgeht, und zwar auf jene um die Freiheit oder Unfreiheit menschlichen Handelns.²⁴⁵ An der Aussage von Nowotny zeigt sich, dass es eine gewisse Flexibilität bei der Auswahl der Suizidinterpretationsmuster gab und dass diese je nach Argumentationsstrategie ausgewählt wurden.

²⁴³ Ebd.

²⁴⁴ Ebd., 3.

²⁴⁵ Bobach, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung, 10.

Was nun die einzelnen Briefe der Hausgehilfinnen angeht, so wird in fünf der zehn Briefe das Thema Suizid angesprochen. Bereits im ersten Brief vom 1.9.1928 wird dieses Thema erwähnt und auf die möglichen „Präventionsstrategien“ der gesellschaftlichen und politischen Emanzipation sowie der Gründung eines eigenen Hausstandes hingewiesen, die auch in den meisten anderen Briefen als Präventionsmittel präsentiert werden. Die Hausgehilfin L.P. schreibt dazu:

„Waschen, Bügeln, Nähen muß auch noch alles druntergehen in steter Hast, und man fragt sich oft allen Ernstes, wozu man so ein Sklavenleben noch weiter lebt, denn die wenigsten Kolleginnen haben Zeit und Gelegenheit, an Veranstaltungen und Versammlungen, die einem über den gleichförmigen Alltag erheben würden, teilzunehmen, und so hält uns nur ein bißchen Hoffnung auf ein Besserwerden und auf ein eigenes Heim aufrecht.“²⁴⁶

Im vierten Brief wird das Suizidthema wieder angesprochen. Bereits in der Überschrift wird mit der Formulierung „Der Schrei nach Erlösung - der Gasschlauch!“ deutlich auf das Thema hingewiesen.²⁴⁷ Die Hausgehilfin, die ihren Brief mit dem Kürzel Mntz. unterschrieb, beklagt die Einsamkeit im Beruf und verknüpft diesen Umstand mit dem Suizidmotiv der (unglücklichen) Liebe:

„Ist es da ein Wunder, wenn man jedem schmeichelnden Trostwort glaubt, den Himmel gleich voller Geigen sieht und blind vertraut, sich freut endlich einen Menschen gefunden zu haben, der einem versteht. Meistens schwindet nach kurzer Zeit der Wahn, dazu noch die Launen der Gnädigen, was bleibt übrig, nichts als **der Schrei nach Erlösung** aus dieser Knechtschaft und oh, Wunder, der Retter winkt: **der Gasschlauch!** – Ich glaube das ist bei den meisten Hausgehilfinnen der G r u n d z u m S e l b s t m o r d.“²⁴⁸

Das nächste Mal findet das Suizidthema Erwähnung im sechsten Brief, in welchem die 35jährige Köchin P.W. schreibt, dass sie schon 21 Dienstjahre hinter sich gebracht hat und dass ihre körperlichen Kräfte nun im Schwinden begriffen sind. Neben ihrem Gesundheitszustand problematisiert sie auch ihr Alter und weist darauf hin, dass auch sie bald über 40 sein wird und dass man in diesem Alter kaum noch Arbeit finden kann. Sie schreibt, dass es vielen Kolleginnen ähnlich wie ihr geht, und dass „... daher die vielen Selbstmorde un-

²⁴⁶ L.P., Einer sehr Unzufriedenen das erste Wort! Liebe „Unzufriedene“. In: Die Unzufriedene 6/35 (1928) 3.

²⁴⁷ Mntz., Der Schrei nach Erlösung – der Gasschlauch! In: Die Unzufriedene 6/36 (1928) 3-4.

²⁴⁸ Ebd.

ter den Hausgehlfinnen“²⁴⁹ kommen. Auch sie spricht das Suizidmotiv der (unglücklichen) Liebe an:

„In der Zeitungsnotiz steht meistens wegen unglücklicher Liebe, da man sich doch nicht weiter damit beschäftigt. Die Liebe spielt ja eine große Rolle, denn jedes Mädchen sucht der Sklaverei des Dienens durch Heirat zu entrinnen um jeden Preis, und daher die vielen unglücklichen Ehen. Schlägt diese Hoffnung aber fehl und steht das Mädchen allein und hilflos da, hat es niemand, der den sinkenden Mut belebt, dann sieht sie eben keinen anderen Ausweg als den Tod.“²⁵⁰

Im neunten Brief der Serie meldet sich die arbeitlose 45jährige Hausgehilfin N.N. zu Wort, die ihr Alter als den maßgeblichen Grund für ihre Stellenlosigkeit nennt. Sie empfindet ihre Lage als aussichtslos und stellt die „Perspektive“ Suizid in den Raum:

„Nach 13jähriger Dienstzeit stehe ich arbeitslos auf der Straße. Ich bin 45 Jahre alt und suche täglich fieberhaft eine Stelle als **Köchin** für **alles**, als **Wirtschafterin** oder irgendeine Stelle tagsüber. Nirgends ist für mich Arbeit - ich bin zu alt. Ich fühle, meine Kraft geht zu Ende, ich kann einfach nicht mehr. **Wenn ich nicht bald eine Stelle finde, nehme ich mir das Leben**, dieses Leben, das ohnehin immer nur **s c h w e r** und traurig war. Immer habe ich **f ü r a n d e r e** gelebt und gesorgt, kein Mensch hat nach meinen Leiden und Freuden gefragt. Keine helfende Hand streckt sich der alten arbeitslosen Hausgehilfin entgegen, muß einen da nicht die Verzweiflung überwältigen?“²⁵¹

Auch im letzten Brief der Serie, der den Titel „Die alte Hausgehilfin“ trägt und am 6.10.1928 erschien, thematisiert die Autorin M.T. ihre Arbeitslosigkeit, die schlechten Beschäftigungsaussichten und die Suizidgefährdung der Hausgehilfinnen. Der Hinweis auf die „kurze Zeit“ im nachstehenden Zitat bezieht sich auf den Umstand, dass ihr zum Anspruch auf die kleine Altersrente von 25 Schilling, die seit dem Jänner 1928 für über 60jährige, besonders bedürftige Hausgehilfinnen ausgeschüttet wurde, zwei Monate und sechs Tage Dienstzeit fehlen: „Heute, wo junge Mädchen wegen Arbeitslosigkeit Selbstmord begehen, soll ich als 70jährige, auch nur für diese kurze Zeit Arbeit finden?“²⁵²

Wie bereits erwähnt wurde, sind die abgedruckten zehn Briefe das Ergebnis eines Auswahlprozesses der Redaktion und es ist davon auszugehen, dass die Siegerinnenbriefe strategisch ausgewählt wurden, weil es eine Reihe von inhaltlichen Kongruenzen gab. Alle

²⁴⁹ P.W., Manchmal packt mich die Verzweiflung. In: Die Unzufriedene 6/37 (1928) 3.

²⁵⁰ Ebd.

²⁵¹ N.N., Am Ende der Kraft. In: Die Unzufriedene 6/39 (1928) 4.

²⁵² M.T., Die alte Hausgehilfin. In: Die Unzufriedene 6/40 (1928) 4.

ausgewählten Briefe sprechen Missstände an, wie die fehlende soziale Absicherung bei Arbeitslosigkeit sowie fortgeschrittenem Alter und die damit verbundene Verelendungsfahr, die erlebten Erniedrigungen und sexuellen Übergriffe, die Einsamkeit und das Eingesperrtsein am Dienstoff und natürlich die bereits aufgezeigte Suizidproblematik. Die Mehrzahl der Autorinnen erwähnt in ihren Briefen die Sozialdemokratie und die mit ihr assoziierte Gewerkschaft „Einigkeit“ als lösungskompetente Partner für die Probleme der Hausgehilfinnen. Am Ende dieser Briefe wird dann meist dazu aufgerufen, der „Einigkeit“ beizutreten, da nur so eine Verbesserung der schlechten Berufsbedingungen und der Status der ArbeiterInnen erreicht werden kann. Stellvertretend für diese Argumentation sei auf den Schlussappell der Hausgehilfin Mntz. hingewiesen:

„Darum sage ich allen, meinen Kolleginnen, folgt meinem Beispiel, t r e t e t
d e r O r g a n i s a t i o n d e r H a u s g e h i l f i n n e n b e i , d e m
V e r b a n d ‚E i n i g k e i t‘, wir wollen nicht ruhen, bis wir uns emporge-
schwungen haben aus dieser Knechtschaft in die Freiheit und Achtung, die
man jedem Arbeiter zollt! D a s e r r e i c h e n w i r n u r , w e n n w i r
g e s c h l o s s e n v o r w ä r t s g e h e n .“²⁵³

Abschließend noch ein Wort zu der Bedeutung, die dem Suizid in den Briefen der Hausgehilfinnen und dem Leitartikel von Paul Nowotny gegeben wird. Als gemeinsamer Nenner lässt sich formulieren, dass der Suizid als ein von sozialen und wirtschaftlichen Widrigkeiten ausgelöstes Phänomen und als „Exit-Strategie“ interpretiert wird. Auch das Suizidmotiv der „Unglücklichen Liebe“ und der damit assoziierten Möglichkeit, dem harten Beruf der Hausgehilfin entfliehen zu können, wird in diese Lesart eingereiht. Auffällig ist, dass nur eine einzige Autorin, die Hausgehilfin P.W., das Liebes- oder vielmehr Eheethema eingehender reflektiert, denn so gut wie alle Ausführungen zu diesem Thema reißen sonst bei den positiven Eheassoziationen ab. Sie weist hingegen daraufhin, dass Ehen, die mit dem Ziel der Flucht aus dem Hausgehilfinnen-Dasein geschlossen werden, ein hohes Potential haben, unglücklich zu verlaufen.²⁵⁴ An diesem Verhältnis von Thematisierung und Nicht-Thematisierung lässt sich erkennen, dass der Wissensbestand der unglücklichen Ehe im Hausgehilfinnen-Diskurs kaum aktualisiert wurde, was mit dem Umstand zusammenhängt, dass die Ehe eine der wichtigsten Projektionsflächen für eine positive Zukunft dargestellt hat.

²⁵³ Mntz., Der Schrei nach Erlösung – der Gasschlauch! In: Die Unzufriedene 6/36 (1928) 3-4.

²⁵⁴ P.W., Manchmal packt mich die Verzweiflung. In: Die Unzufriedene 6/37 (1928) 3.

Einigkeit / Die Hausangestellte (Umbenennung im Jahr 1928)

Wie bereits erwähnt wurde, war die Zeitschrift „Einigkeit“ das Organ der gleichnamigen Gewerkschaft, und daher stehen vor allem die diskriminierenden Beschäftigungspraktiken im Zentrum. Was die Mitgliederanzahl der Gewerkschaft angeht, so berichtete „Die Hausangestellte“ im Jänner 1931, dass von den 60.000 bis 70.000 Hausgehilfinnen rund 5.000 bis 6.000 in der „Einigkeit“ organisiert sind.²⁵⁵ Ein Jahr später informierte die Zeitschrift über 3.878 zahlende Mitglieder und gab an, dass sich diese Zahl auf rund 5.000 erhöht, wenn man die zahlungsrückständigen inkludiert.²⁵⁶ Im selben Artikel werden auch die vermuteten Gründe für die geringe Mitgliederzahl dargelegt:

„Trotz der niedrigen Beiträge und der für diesen Beitrag großen Leistungen des Verbandes hat der Organisationsgedanke unter den Hausgehilfinnen noch nicht fest Wurzel gefaßt. Einerseits unterliegen sie so leicht dem Einfluß der Dienstgeber, andererseits ist der Mangel an ständigem Kontakt mit den Berufsangehörigen und der Berufsorganisation die Ursache des Mangels an Zusammengehörigkeitsgefühl.“²⁵⁷

Im Zitat wird nicht genauer ausgeführt, was unter dem Einfluss des Dienstgebers zu verstehen ist, welchem die Hausgehilfinnen „so leicht“ nachgeben. Durch die Lektüre anderer Artikel kann aber erschlossen werden, wie weit der „Einfluss“ gehen konnte. So weiß etwa die Hausgehilfin und Anhängerin der Sozialdemokratie Rosa F. zu berichten, dass ihr ob ihrer politischen Einstellung gekündigt wurde.²⁵⁸ Auch die Kollegin N.N. erblickt im Umstand Sozialdemokratin zu sein den Kündigungsgrund und fügt hinzu, dass sie während ihrer 13jährigen Dienstzeit vom Dienstgeber regelmäßig als „Feind im Haus“ bezeichnet wurde.²⁵⁹

Die „Einigkeit“/„Die Hausangestellte“ berichtete nicht nur über ihr eigenes Gebaren und das der Sozialdemokratie, das als lösungskompetent dargestellt wurde, sondern auch über die Positionen der christlich-sozialen Partei, der bürgerlichen Zeitungen, der katholischen Kirche und der DienstgeberInnen, die als negative Gegenentwürfe zur eigenen Politik präsentiert wurden. Es wurde aber nicht nur über wichtige legislative Entscheidungen berich-

²⁵⁵ Die Hausangestellte. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen, Einigkeit Österreichs, 19/1 (1931) 3-4, hier 4.

²⁵⁶ Erfolgreiche Gewerkschaftsarbeit. In: Die Hausangestellte 20/10 u. 11 (1932) 1-3, hier 1.

²⁵⁷ Ebd.

²⁵⁸ Rosa F., Hausgehilfinnen, klärt eure Kolleginnen auf! In: Einigkeit. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen Österreichs 13/6 (1925) 3-4.

²⁵⁹ N.N., Am Ende der Kraft. In: Die Unzufriedene 6/39 (1928) 4.

tet, sondern auch darüber, wie die Fälle der Hausgehilfinnen vor Gericht ausjudiziert wurden.

Wie in den anderen Zeitschriften auch, finden sich die meisten Berichte über die suizidgefährdete Hausgehilfin am Anfang des Jahres, da in der Regel zu diesem Zeitpunkt die Suizidstatistiken veröffentlicht wurden. Die Anzahl der Berichte blieb in der Regel bis zur Jahresmitte hoch, da saisonal betrachtet die meisten suizidalen Handlungen in den Monaten März bis Juni stattfanden.²⁶⁰

In dieses Muster passt sich auch die Jännerausgabe der „Einigkeit“ von 1925 ein, da bereits im Leitartikel die hohen Suizidzahlen der Hausgehilfinnen angesprochen werden:

„Wer hat die sich in der letzten Zeit so sehr häufenden Selbstmord der Hausgehilfinnen verschuldet? Wird nicht jeder einzelne dieser traurigen Fälle zur Anklage wider den Kapitalismus und die Regierung, die sich schützend vor ihn stellt? Bei diesen erschreckenden Erscheinungen können selbst die Macherinnen der christlichsozialen Hausgehilfinnenorganisation nicht mehr schweigen. Die Kinos und die unsittlichen Schrift seien schuld an dem Zusammenbruch dieser Hausgehilfinnenexistenzen. Die Begriffe der Hausgehilfinnen über das Erlaubte und Unerlaubte würden stark verwirrt. Zudem sei das persönliche Verhältnis zwischen Hausfrau und Hausgehilfin zersetzt worden durch die zielbewußte Verhetzung in Versammlungen und Zeitungen. Also jetzt wisst ihr es, Hausgehilfinnen, was an eurem Elend schuld ist! Um die Lösung des christlichen Hausgehilfinnenproblems drücken sich diese ‚christliche‘ Hausgehilfinnenvereine. Und das ist gut so! Wir haben wenigstens neuerlich den Beweis, daß wir nur mit der klassenbewußten Arbeiterschaft rechnen können.“²⁶¹

Wie bereits erwähnt wurde die Tatsache der hohen Suizidzahlen regelmäßig mit politischen Forderungen verknüpft und als Druckmittel eingesetzt. Die Botschaft war dabei stets die gleiche: Wenn diese oder jene Forderung erfüllt wird, dann werden auch die Suizidzahlen zurückgehen. Mit dieser Strategie wurde auch im März 1925 versucht, die Forderung nach einer Haushaltsinspektion durchzubringen. Anhand des nachfolgenden Textausschnittes lässt sich dieses Argumentationsmuster gut nachvollziehen, zuerst erfolgt die Problemdefinition, dann der Hinweis auf den Suizid und schließlich die politische Forderung, deren Realisation zur Besserung der Lage führen würde:

²⁶⁰ H. Fuchs, Selbstmordhandlungen (Österreichisches Statistisches Zentralamt, Beiträge zur Österreichischen Statistik, 62. Heft, Wien 1961) 135.

²⁶¹ Zur Jahreswende. In: Einigkeit 13/1 (1925) 1.

„Die Hausgehilfin wird in den wenigsten Fällen so behandelt, daß sie sich dem Dienstgeber anzuvertrauen wagt. In ihrer seelischen Depression verliert sie leicht den Halt und glaubt dieser Erdenqual am besten durch Selbstmord entfliehen zu müssen. Wäre es da nicht an der Zeit, daß die Behörden endlich der Frage der Haushaltsinspektion nähertreten, um durch diese Einrichtung den Hausangestellten einige Lebenshoffnung, bessere Behandlung zu sichern?“²⁶²

Um die Wirkung des Textes zu verstärken, wurden an seinem Ende noch Kurzmeldungen über 11 Hausgehilfinnen aufgelistet, die zwischen dem 1. und dem 22. März 1925 versucht hatten, sich selbst zu töten. Obwohl es tatsächlich sehr viele Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen gab, stellen diese 11 Fälle eine ungewöhnliche Häufung dar. Auch beim Fall der 17jährigen Hausgehilfin Franziska K., die 1927 versuchte hatte, sich mit Leuchtgas zu töten, verläuft die Argumentation nach einem ganz ähnlichen Muster, wobei hier aufgrund der identifizierten Untätigkeit der Behörden als „Suizidpräventionsmittel“ der Beitritt zur Organisation empfohlen wird:

„ ... Und die Behörden rühren sich nicht! Es sind doch nur Hausgehilfinnen! Das Los der Hausgehilfinnen wird sich erst wirklich bessern, wenn sie sich nicht von Einsamkeit und Verzweiflung bezwingen lassen, sondern sich solidarisch an die Organisation anschließen. Hätte diese Kollegin vorher den Weg zur Organisation gefunden, dann hätte sie diesen Schritt bestimmt unterlassen.“²⁶³

Im nachstehenden Textauszug, der den Suizid des Vereinsmitglieds Betti Merkel kommentiert, zeigt sich, dass der moralische Vorwurf, das Leben zu leicht von sich geworfen zu haben, auch in den sozialdemokratischen Texten vorkam. Die in der ersten Texthälfte bezogene Position zeigt deutliche Referenzen zu der von den christlich-sozialen und bürgerlich-konservativen Kräften bevorzugten Suizidinterpretation, dass SuizidentInnen zu wenig gegen die Widrigkeiten des Lebens ankämpfen und dass ihr Handeln somit in letzter Konsequenz ein charakterliches „Versagen“ darstellt. Am Ende des Textes wird dieser Vorwurf weiter verstärkt, wenn auf die beruflichen Verbesserungen und auf den Umstand hingewiesen wird, dass die anderen Hausgehilfinnen ebenso unter dem Beruf leiden und trotzdem von einer suizidalen Handlung absehen. Eine letzte Steigerung erfährt die moralische Anklage mit der Frage, ob das Los der Fabrikarbeiterinnen so viel unerträglicher ist als jenes der Hausgehilfinnen. Hier wird als Wissen vorausgesetzt, dass die Suizidzahlen der Fabrikarbeiterinnen geringer waren als jene der Hausgehilfinnen. Nachstehend nun der Textauszug im Wortlaut:

²⁶² Die Lebensmüden. In: Einigkeit 13/3 (1925) 2.

²⁶³ Selbstmordversuch einer Hausgehilfin. In: Einigkeit 15/ 8 u. 9 (1927) 6.

„Auch unser Verband hat in der letzten Zeit einige unserer jungen Kolleginnen durch Selbstmord verloren. Diese Tatsache hat uns sehr schmerzlich getroffen. Nicht immer sind die Motive für diese Selbstmorde so schwerwiegend, daß nicht ein Ausweg aus dieser Verzweiflungsstimmung gefunden werden könnte. Gerade die jungen Kolleginnen sind so furchtbar rasch mit dem Leben fertig. Es ist so entsetzlich traurig, daß junge Menschen, die noch wenig oder gar nichts erlebten, bei dem ersten Widerstand im Leben, anstatt ihn tapfer zu bekämpfen, gleich unterliegen und das Leben von sich werfen. Ein Beispiel dafür war unsere Kollegin Betti M e r k l. Heute noch sprühend vor Lebendigkeit und kindlichem Übermut, morgen tot. Weil sie nicht H a u s g e h i l f i n s e i n w o l l t e und augenblicklich nicht anderes sein konnte, warf sie lieber das Leben von sich. Sie wollte abends frei sein, wollte lernen, wollte turnen und mit Menschen, die ihr lieb waren zusammenkommen. Aber für solche Dinge haben nur wenig Frauen Verständnis. Diese peinigende Abhängigkeit, dieses Eingesperrtsein, diese beständige Beaufsichtigung geht allen denkenden Hausgehilfinnen, ob sie jung oder alt sind, auf die Nerven. Sicher gibt es für den Hausgehilfinnenberuf noch vieles zu verbessern. Aber ist nicht gerade in den letzten zehn Jahren sehr viel für den Stand der Hausgehilfinnen geschaffen worden? Ist das Los der Hausgehilfin um so vieles u n e r t r ä g l i c h e r als das Los der F a b r i k a r b e i t e r i n?“²⁶⁴

Der Umstand, dass die Suizid- und Suizidversuchszahlen in Österreich hoch und im Wachsen begriffen waren, wurde bald zu einem etablierten Wissensbestand, der in sich selbst kaum diskutiert wurde. Die Aktualisierung dieses Wissens erfolgte regelmäßig mit der Aussage, dass die Zeitungen voll mit Meldungen über Suizide und Suizidversuche sind. Das Formelhafte daran veränderte sich im Laufe der Jahre kaum. 1925 aktualisierte die „Einigkeit“ das Wissen um die vielen Suizide mit dem Hinweis: „Oder blicken wir in unsere Tagespresse“.²⁶⁵ 1927 schrieb sie: „Solche und ähnliche Notizen, mit und ohne Angabe der Ursachen der Tat, kann man fast täglich in den Zeitungen lesen“.²⁶⁶ 1931 lautete die dementsprechende Meldung: „Die Polizeikorrespondenz bringt fast täglich Berichte über S e l b s t m o r d e ...“²⁶⁷ Das Wissen um die vielen Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen wurde nach dem selben Muster aktualisiert: „... die täglichen Zeitungsnotizen über Hausgehilfinnenselbstmorde geben zu denken“²⁶⁸ oder „... **Zeitungen, die fast täglich über Hausgehilfinnenselbstmorde zu berichten wissen**“.²⁶⁹

²⁶⁴ Die das Leben von sich werfen. In: Die Hausangestellte 19/1 (1931) 3-4.

²⁶⁵ Zur Jahreswende. In: Einigkeit 13/1 (1925) 1.

²⁶⁶ Selbstmordversuch einer Hausgehilfin. In: Einigkeit 15/8 u. 9 (1927) 6.

²⁶⁷ Randglossen. In: Die Hausangestellte 19/7 u. 8 (1931) 1.

²⁶⁸ Die das Leben von sich werfen. In: Die Hausangestellte 19/1 (1931) 3-4.

²⁶⁹ Wo bleibt die Arbeitslosenversicherung für die Hausgehilfinnen? In: Die Hausangestellte 19/10 (1931) 3-4, hier 4.

Was das Suizidthema angeht, so verlegte sich die sozialdemokratische Presse seit dem Beginn der 1930er Jahre noch stärker auf das Interpretationsmuster, dass die wirtschaftliche Not „der“ Grund für die vielen Suizide und Suizidversuche ist. Im nachstehenden Artikel zur Suizidstatistik von 1933 merkt man, dass der Ton schärfer und die Anklage heftiger wird:

„Selbstmordstatistik 1933. Wenn ein Jahr vorüber ist, so macht man Bilanz. Die Statistiker stellen lange Berichte über alle möglichen und unmöglichen Dinge zusammen. Kürzlich erst wurde eine Selbstmordstatistik in den verschiedensten Tageszeitungen veröffentlicht. Für 1557 Menschen war das Leben nicht mehr lebenswert. Aus welchen Gründen? Auch diese gibt die Statistik an. Unglückliche Liebe, Familienzwist, Furcht vor Strafe und Not, immer wieder Not. Wie eine Melodie zieht das Wort: Arbeitslosigkeit durch den Bericht. Denn letzten Endes ist jedes Motiv auf die Not zurückzuführen. Viele junge, blühende Menschen waren unter diesen ‚Flüchtigen‘. Und alle hatten einmal Hoffnung, sich das Leben so schön als möglich zu gestalten. Und nur diese Zeit hat diese Hoffnung zunichte gemacht. Hat das Leben dieser Menschen zerbrochen. Noch etwas erzählt diese Statistik: Daß alle Not ein Ergebnis der kapitalistischen Unsinnwirtschaft, und eben diese Not die Ursache zu diesen Katastrophen ist. Wir aber wissen, daß die Not und das Elend der Arbeitslosigkeit nur durch vereinten Abwehrkampf und proletarische Solidarität beseitigt werden kann. Einst werden Statistiken blühenden Lebens sein. Einst, und diese Zeit wird die leuchtende Zeit des Sozialismus sein. Arbeit und Brot für alle wird sein!“²⁷⁰

Wie bei den meisten anderen Berichten bildet auch hier der Umstand der hohen Suizidzahlen, der im diesem Fall ganz konkret an der neuen Suizidstatistik festgemacht wird, die Einführung in den Artikel oder wenn man will die Problemdefinition. Danach wird Bezug auf die in der Statistik genannten Motive genommen und das Motiv der Not hervorgehoben und als Arbeitslosigkeit präzisiert. Alle anderen Motive werden dann auf Variationen des Motivs der Not reduziert, das wiederum als das Ergebnis der kapitalistischen Wirtschaftsweise interpretiert wird. Am Ende des Artikels wird dann dargelegt, was nötig ist um einen Rückgang der vielen Suizide und der wirtschaftliche Not zu bewirken. Als konkrete Lösungsmaßnahme wird die Überwindung des Kapitalismus durch den Sozialismus genannt. Neben der im Artikel bemerkbaren politischen Radikalisierung fällt auch dessen starke Bildhaftigkeit im Mittel- und Endteil auf, die dazu dient, Emotionen zu wecken. Wobei es darauf hinzuweisen gilt, dass der Gebrauch von Sprachbildern insgesamt sehr üblich für die sozialdemokratische und populäre Presse war. Bei diesem Artikel gilt es besonders den wirtschaftlichen und politischen Kontext zu beachten. Die Weltwirtschaftskrise hatte

²⁷⁰ Max Straßberg, Selbstmordstatistik 1933. In: Die Hausangestellte 22/1 u. 2 (1934) 4.

1932/1933 ihren Höhepunkt erreicht und auch Österreich ein nie da gewesenes Heer an Arbeitslosen beschert. Konkret waren 1933 557.000 Personen erwerbslos, wovon aber nur 60 Prozent eine staatliche Unterstützung erhielten.²⁷¹ Darüber hinaus gilt es zu bedenken, dass sich im März 1933 das Parlament „selbstausschaltet“ hatte und dass der Kanzler Engelbert Dollfuß seither das Land per Notverordnungen regierte. Was die Sozialdemokratie angeht, so wusste sie seit den Märzereignissen von 1933, dass der politische Kampf zu einem Überlebenskampf für sie geworden war. Hatte die Sozialdemokratie lange Zeit versucht, die Hausgehilfinnen als Arbeiterinnen zu erwecken, so zeigt sich 1933, dass die ohnehin ambivalente Interpretation des Arbeitsverhältnisses nun auch wieder mehr in die patriarchale Richtung gehen konnte:

„Aber auf dieses Verhältnis kommt sehr viel an. Tausende von Hausgehilfinnen nehmen heute selber Einschränkungen auf sich, teilen, ohne zu murren, das karge Leben ihrer Arbeitgeber. Sie fühlen sich nicht nur als Arbeitskraft, sondern auch als Hausgenossen, die gute und schlechte Zeiten teilen.“²⁷²

Die Zeitschrift warf immer wieder auch einen Blick über die Grenzen, um die Arbeitsverhältnisse anderer Ländern zu besprechen. Auch über den deutschen „Nazi-Sumpf“ und die 1932 dort diskutierte Arbeitsdienstpflicht für Fabrikarbeiterinnen und weibliche Angestellte wurde berichtet und als Versuch der Lohndrückung interpretiert.²⁷³ Ebenso blieb es 1933 weder unbemerkt noch unkommentiert, dass das nationalsozialistische Deutschland die Arbeitslosenversicherung für die Hausgehilfinnen gestrichen hatte und weitere Kürzungen bei den Sozialleistungen plante.²⁷⁴

Die Hausgehilfin

Ähnlich wie bei der „Einigkeit“ stand hinter der Zeitschrift „Die Hausgehilfin“ ebenfalls ein Verein, und zwar der „Reichsverband der christlichen Hausgehilfinnen“, dem zwar auch an Verbesserungen für den Berufsstand gelegen war, der aber dabei keineswegs an gesellschaftliche Reformen wie die von der Sozialdemokratie formulierten dachte. Im

²⁷¹ Dieter Stiefel, Arbeitslosigkeit. Soziale, politische und wirtschaftliche Auswirkungen – am Beispiel Österreichs 1918-1938 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 31, Berlin 1979) 29.

²⁷² Sozialpolitik im Haushalt. Was Kamilla Groß nicht sagen durfte. In: Die Hausangestellte 21/5 u. 6 (1933) 3-6, hier 6.

²⁷³ Aus dem Nazi-Sumpf. In: Die Hausangestellte 20/5 u. 6 (1932) 8

²⁷⁴ Aus dem Dritten Reich. Die berufstätigen Frauen bekommen das neue System zu verspüren. In: Die Hausangestellte 21/5 u. 6 (1933) 6.

Großen und Ganzen ging man davon aus, dass gesellschaftliche Probleme durch eine Rückbesinnung auf christliche Werte wie Nächstenliebe und Mildtätigkeit gelöst werden können. Im nachstehenden Artikel, der den Titel „Zur sozialen Frage“ trug, wurde genau dieser Lösungsweg vorgeschlagen. Der „Aufhänger“ für den Artikel war der Fall einer Hausgehilfin, die von ihrer Dienstgeberin häufig schlecht behandelt wurde. Dann wurde diese aber schwer krank und die Hausherrin entschloss sich nach Tagen der Ignoranz die Hausgehilfin gesund zu pflegen. Nachdem sich wie im Artikel beschrieben das Herz der Hausherrin geöffnet hatte, fasste auch die Hausgehilfin Vertrauen und man lebte fortan im besten Einverständnis. Im nachstehenden Schlussappell dieses Artikels wurde die Formel Überwindung der sozialen Kluft durch die Nächstenliebe noch einmal unter zu Hilfenahme des heiligen Paulus auf den Punkt gebracht:

„Genau so ergeht es auch im Menschenleben: solange die andern nicht die völlige Ueberzeugung haben, daß wir sie selbstlos lieben, solange ist die soziale Kluft nicht geschlossen. Vergessen wir nie, daß nicht der wunderwirkende Heiland der Erlöser der Welt ist, sondern der gekreuzigte. Wir werden die Welt von der Echtheit unserer Liebe erst überzeugen, wenn sie uns sozusagen das Herz durchstoßen mit ihren Bosheiten und dahinter gekommen ist, daß wir tatsächlich nicht aus Selbstsucht gut und edel reden und handeln. Nur die Liebe, die nach dem hl. Paulus alles erduldet und erträgt, die ist die soziale Erlöserin.“²⁷⁵

In einem vom geistlichen Schriftleiter Dr. Erwin Maresch verfassten Artikel warnt dieser vor dem Bolschewismus²⁷⁶ und bezieht sich dabei auf die Enzyklika „Quadragesimo anno“ (1931) von Papst Pius XI., in der besonders vor „der schärferen Richtung“ des Kommunismus gewarnt wird.²⁷⁷ Obwohl Pius XI. dem gemäßigten Sozialismus, d. h. der Sozialdemokratie wohlwollender gegenüberstand, hielt er auch diesen für unvereinbar mit der katholischen Glaubenslehre.²⁷⁸ Maresch vertritt im Artikel die Ansicht, dass es durchaus berechnete Forderungen der ArbeiterInnen gibt, welche den Nährboden für den Bolschewismus bilden und zu dessen Einbremsung endlich erfüllt werden müssen.²⁷⁹ Dieser Artikel war aber keineswegs der einzige mit einem Geistlichen als Autor. Tatsächlich waren die meisten Artikel, die eine Verfasserangabe trugen, von Männern des Klerus verfasst worden. Diese Artikel, die einen nicht unerheblichen Anteil des Blattes ausmachten, hatten oft einen predigenden und belehrenden Ton. Die Beschwörung

²⁷⁵ Zur sozialen Frage. In: Die Hausgehilfin 7/6 (1925) 1.

²⁷⁶ Erwin Maresch, 1933! In: Die Hausgehilfin 15/1 (1933) 1-2.

²⁷⁷ Papst Pius XI., Enzyklika Quadragesimo anno, III. Wandlungen seit Leo XIII., 2. Wandlungen im Sozialismus, online bei Universität Innsbruck www.uibk.ac.at, Der Innsbrucker theologische Leseraum unter <<http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/texte/319.html#ch43>> 31.8.2010.

²⁷⁸ Ebd.

²⁷⁹ Erwin Maresch, 1933! In: Die Hausgehilfin 15/1 (1933) 1-2.

angeblich typisch weiblicher Tugenden wie Mütterlichkeit und caritas stand an der Tagesordnung. Der Hausgehilfin, die danach handelte, winkte wahre innere Befriedigung:

„Wie reich ist das Leben einer Hausgehilfin, die ihr tiefinnerliches mütterliches Wesen auswirken läßt, indem sie trotz ihrer oft schweren Arbeit noch Zeit findet, sich um anderes zu kümmern, um kranke Mitschwestern, um andere hilfsbedürftige Personen, um die Hebung ihres Standes und nicht zuletzt auch um die höchsten Güter, Religion, Sitte, Volk und Vaterland. Ein solches Leben gibt erst die rechte innere Befriedigung und führt eine beredte Sprache für alle, welche alleinstehen und ihrem Leben keinen Inhalt zu geben wissen.“²⁸⁰

Obwohl in der „Hausgehilfin“ die Schwere und das niedrige soziale Ansehen des Hausgehilfinnen-Berufs nicht geleugnet werden, wird er dennoch den jungen Frauen als idealer, weil ureigenster, Beruf angetragen. Jungen Frauen wird im nachstehenden Artikel über die Berufswahl empfohlen, sich nicht auf die unattraktiven Seiten des Hausgehilfinnen-Daseins zu fokussieren, sondern auf die freudbringenden. Dazu bedarf es aber der richtigen Einstellung, die den erhebenden und „edelnden“ Wert treuerfüllter und gutverrichteter Arbeit erkennt:

„Welcher Beruf liegt nun den Mädchen wohl am nächsten? Es ist und bleibt der Beruf der Hausgehilfin im Haushalt, der so viel verachtet, verkannt, so oft nur in der Not, so ganz gezwungen ergriffen wird. ‚Hausgehilfin‘ wollen unsere meisten jungen Mädchen nicht werden. Gewiß, das Dienen den anderen Menschen, es erscheint im ersten Augenblick nicht lockend, die Träume unserer Jugend sind ganz anders ... Und doch ist es der Frau ureigenster Beruf ... Menschen, die auf jeder Stelle ihren Platz ausfüllen, die sich ihrer Pflicht bewußt sind. Menschen, die wohl arbeiten, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen, die aber auch stets eingedenk sind, daß die Arbeit nicht erniedrigt, auch wenn im Berufe der Hausgehilfin vieles ist, was an Dienen erinnert, sondern die erkennen, daß gerade die treuerfüllte, gutverrichtete Arbeit den Menschen edelt, erhebt, ihn groß macht ... Gewiß, das Glück lächelt jeden Menschen, nur muß er verstehen, sein Auge darauf zu richten. Es bringt auch freudige Stunden im Beruf, wenn er nicht als drückend, als Freudenzerstörer, sondern als Freudenbringer angesehen wird.“²⁸¹

Das Auffälligste an dieser Zeitschrift ist, dass sie die Suizidthematik ausklammert, was mit der von der katholischen Kirche ausgehenden Tabuisierung der Suizidhandlung in Verbindung zu bringen ist. Bei einem Artikel über die hohe Sterblichkeit von jungen Frauen in England könnte es eine Verbindung zum Suizidthema geben, denn auch in England war der Suizid eine relevante Todesursache für junge Frauen. Das alles wird aber

²⁸⁰ Marie Schiewald, Wie kann die Hausgehilfin zur Pflege deutschen Frauentums beitragen? In: Die Hausgehilfin 10/1 (1928) 4.

²⁸¹ Berufswahl. In: Die Hausgehilfin 7/6 (1925) 6.

im Artikel, der aufzeigen will, wie die Hausgehilfin zur Pflege des deutschen Frauentums beitragen kann, nicht erwähnt. Stattdessen werden die vielen Todesfälle als Folge von Tabakkonsum und ungenügender Kleidung interpretiert:

„In der letzten Zeit ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß in England die Statistik der letzten Jahre eine überraschend große Zunahme der Sterblichkeit unter den jungen Frauen aufweist. Die Ursache wird dem Rauchen und der ungenügenden Bekleidung der Frauen zugeschrieben.“²⁸²

Es fällt auf, dass im Artikel auch keine sonstigen relevanten Todesursachen genannt werden. Die angeführten Gründe erfüllen die Funktion, den Frauen zu kommunizieren, dass das Rauchen und gewisse Bekleidungsstile tödliche Folgen haben können und daher zu vermeiden sind. Die erzieherische Wirkung, die der Artikel zu entfalten trachtet, korrespondiert stark mit dem bürgerlich-bipolaren Geschlechterkonzept, das Männer zu lenkenden, erzieherischen Interventionen gegenüber Frauen aufruft.

Wir vom Haushalt

Die Zeitschrift erschien 1927 zum ersten Mal und legte gleich in ihrer Premierenausgabe die Blattlinie offen:

„Wir vom Haushalt' wird sich Eueren Alltagssorgen widmen, ein Ratgeber in Berufs- und hundert anderen Fragen des täglichen Lebens sein. Die jüngeren und jüngste Helferinnen im Haushalt wollen wir an den Erfahrungen der älteren Berufsgenossinnen teilnehmen lassen, wir wollen die Sonnseiten des Berufs ebenso zeigen wie die dunklen Schattenseiten. Wir wollen die Himmelsstürmer warnen und die Bedrückten und Mutlosen aufrichten ...“²⁸³

In der ersten Ausgabe wurde auch auf das (Fort)Bildungsangebot für Hausgehilfinnen aufmerksam gemacht und die Wichtigkeit der Ausbildung betont. In der Aufzählung der Bildungsstätten wird jene vom Wiener Frauen-Erwerbsverein besonders hervorgehoben und auf mögliche Aufstiegschancen hingewiesen: „... die vielseitigste Ausbildung aller hauswirtschaftlichen Fächer, um den Schülerinnen auch die Laufbahn einer höheren Wirtschaftsbeamten oder Haushaltslehrerin zu ermöglichen“.²⁸⁴ Tatsächlich dürfte dieser

²⁸² Schiewald, Wie kann die Hausgehilfin zur Pflege deutschen Frauentums beitragen? In: Die Hausgehilfin 10/1 (1928) 3.

²⁸³ Liebe Leserin! In: Wir vom Haushalt 1/1 (1927) 1.

²⁸⁴ Illy Kjær, Die moderne Hausgehilfin. In: Wir vom Haushalt 1/1 (1927) 2.

perspektivierte Aufstieg allerdings nur für die allerwenigsten Hausgehilfinnen wahr geworden sein. Interessant an der Auflistung der Bildungsmöglichkeiten ist, dass die Kurse, die von der sozialdemokratischen „Einigkeit“ angeboten wurden, keine Erwähnung fanden.

Die Selbstcharakterisierung im Titelzusatz „Ratgeber und Unterhaltungsblatt für die Helferin in Haushalt“ trifft das Programm der Zeitschrift tatsächlich sehr gut. Wobei es darauf hinzuweisen gilt, dass der unterhaltende Teil der Zeitschrift im Verlauf der Jahre stärker ausgedehnt wurde. Unterhaltung hat im konkreten Fall den Abdruck vieler Romane bedeutet, die u. a. aus der Feder von Hedwig Courths-Mahler stammten und meist den selben Handlungsverlauf hatten: Eine moralisch integere junge Frau verliebt sich in einen gesellschaftlich höherstehenden Mann und kann diesen erst nach der Abwehr zahlreicher Intrigen, die meist von missgünstigen Verwandten und Bekannten des Liebespaares gesponnen worden sind, endgültig für sich gewinnen und zum Traualtar führen.

Da sich bereits nach der ersten Ausgabe viele Leserinnen für die politische Verortung der Zeitschrift interessiert hatten, wurde diese Frage in der zweiten Ausgabe gleich an vorderster Stelle geklärt:

„Politische Organisationsfragen möchten wir grundsätzlich nicht besprechen. Wir vertreten keinerlei politische Parteiinteressen, wir wollen das bleiben, was wir sind, ein Ratgeber für Berufs- und andere Frage des täglichen Lebens und ein Unterhaltungsblatt für freie Stunden ... Wir danken noch den Hausfrauen, deren wohlwollendes Verhalten gegen unsere Zeitung uns überrascht hat. Erstaunlich schnell haben die Hausfrauen erkannt, daß ‚Wir vom Haushalt‘ eine Zeitschrift ist, die Beachtung verdient. Gewinnt doch die Hausfrau mit, wenn ihre Gehilfin aus unserem Blatte ihr Wissen erweitert. In sehr vielen Fällen hat die Hausfrau sogar die Abonnementsgebühr für ihre Gehilfin bezahlt.“²⁸⁵

Obwohl das Blatt darauf bestand unpolitisch zu sein, war es das de facto natürlich nicht. „Unpolitisch“ zu sein bedeutete bei „Wir vom Haushalt“, dass man sich gegenüber dem aktuellen Verhältnis zwischen Dienstgeberin und -nehmerin weitgehend affirmativ verhielt, was u. a. die wohlwollenden Reaktionen der Hausfrauen auf das neue Blatt erklären dürfte. Dieses Wohlwollen wurde aber bereits in der zweiten Ausgabe „gefährdet“, da man dort über das Hausgehilfengesetz informiert hatte und sich so die Kritik der Hausfrauen zuzog. Die Verwaltung der Zeitschrift rechtfertigte ihr Vorgehen in der darauffolgenden Nummer mit folgenden Worten:

²⁸⁵ Die Redaktion, An unsere verehrten Abonnentinnen! In: Wir vom Haushalt 1/2 (1927) 1.

„Die Tatsache, dass wir in unserer vorhergehenden Nummer die Hausgehilfinnen über ihre gesetzlichen Rechte und Pflichten informiert haben, hat zu unserem größten Erstaunen eine Anzahl Wiener Hausfrauen verstimmt ... man uns deswegen als politisches Hetzblatt betrachtet ... Wir werden uns es natürlich nicht nehmen lassen, in unserer Zeitschrift für die Interessen der Hausgehilfinnen einzutreten, damit ist aber noch nicht gesagt, daß wir ausschließlich gegen Sie sind. Wir haben im Gegenteil die Absicht, in unserem Blatte gerne beide Teile zu Worte kommen zu lassen, wir wollen objektiv handeln und Ihre Klagen und Beschwerden in was immer für Angelegenheiten, die mit der Hausgehilfinnenfrage zusammenhängen, zur Kenntnis zu nehmen und zur Debatte zu stellen. Was verlangen Sie noch?“²⁸⁶

Was das Suizidthema angeht, so wird dieses in der Zeitschrift nur wenige Male angesprochen. Vor diesem Hintergrund gilt es besonders auf einen Artikel von Julian Bern in der Sommerausgabe von 1928 hinzuweisen, der sich dadurch auszeichnet, dass er ausschließlich dem Suizidthema gewidmet ist, drei Seiten umfasst und der erste Artikel im Blatt ist.²⁸⁷ Die Einleitung zu diesem Artikel bildet ein Auszug aus dem Polizeibericht eines ungenannten Tages, der über drei suizidale Handlungen von Hausgehilfinnen informiert. Wie bei den anderen Zeitschriften wird auch hier der Wissensbestand der hohen Suizidneigung mit einem Hinweis auf die vielen Meldungen aktualisiert: „Man könnte die Notizen bis ins Unendliche fortsetzen ...“²⁸⁸ Im unmittelbaren Anschluss wird dann die typische Frage nach den Gründen gestellt: „Warum diese Häufung der Selbstmorde und Selbstmordversuche? Und warum gerade bei den Hausgehilfinnen?“²⁸⁹ Die Beantwortung der Frage erfolgt gleich im nächsten Satz, indem auf eine Selbstmordepidemie in Wien, auf die allgemein schlechte Wirtschaftslage und auf die besonders schlechten Zukunftsaussichten der Hausgehilfinnen hingewiesen wird. Ähnlich wie bei anderen Artikeln wird auch hier der Umstand, dass so viele junge Frauen den Suizid wählen, hervorgehoben und mit folgender Frage verbunden: „Wieso kommen diese jungen Menschen dazu, dieses Leben wie eine wertlose Last von sich zu werfen, an dessen Beginn sie doch erst stehen, vor dessen Glücksmöglichkeiten sie noch nicht die Tür ins Schloß werfen dürfen? Denn diese Tür, einmal geschlossen, geht nie wieder auf ...“²⁹⁰ Die Anklage gegen die Suizidentinnen wird fortgesetzt, indem ihnen dann auch noch angekreidet wird, dass sie mit ihrer Tat häufig Rätsel hinterlassen: „Oft finden es die Ewigkeitskandidatinnen für überflüssig, der Mitwelt

²⁸⁶ Die Verwaltung, Freunde und Zustimmung! Einige Worte an die Hausfrauen! In: Wir vom Haushalt 1/3 (1927) 1.

²⁸⁷ Haltet ein! In: Wir vom Haushalt 2/7 u. 8 (1928) 1-3.

²⁸⁸ Ebd., 1.

²⁸⁹ Ebd., 1.

²⁹⁰ Ebd., 2.

die Gründe auseinanderzusetzen, die sie zu dem folgenschweren Schritt ins Jenseits bewegen“.²⁹¹ Im Anschluss daran wird festgehalten, dass sich dort, wo es Aufzeichnungen, Briefe oder mündliche Mitteilungen gibt, hauptsächlich die zwei Suizidmotive der unglücklichen Liebe und der Sorge um die Existenz hervortun. Nach der „Diagnose“ der Suizidmotive wendet sich der Artikel dann der Suizidprävention zu und zeigt zuerst den Dienstgeberinnen an, was zu tun ist:

„Wie ist es zu vermeiden, daß die Hausgehilfinnen zum Selbstmord schreiten? – Um es kurz zu sagen: man muss ihnen das Leben lebenswert machen! Ja, werden die Hausfrauen einwenden, ist das *u n s e r e* Sache? Genügt es nicht, wenn wir den Mädchen Gehalt, Quartier und Verpflegung geben, sind am Ende unsere Verpflichtungen damit noch nicht erschöpft? Sind wir vielleicht für alle Gemütsstimmungen verantwortlich zu machen? – Nein, meine Damen, Sie sind nicht für die Stimmungen und Launen Ihrer Hausgehilfin verantwortlich. Kein Gesetz kann Sie dazu verhalten, ihrer Hausgehilfin außer der vorgeschriebenen Entlohnung auch noch menschliches Interesse und Freundlichkeit entgegenzubringen – kein Gesetz der Welt, wenn es Ihr eigenes Herz es Ihnen nicht rät. Aber wir wissen auch, daß wir nicht umsonst an ihr Herz appellieren. Daß Ihr Herz Mitleid empfinden wird, wenn Sie darüber nachdenken, ob die Hausgehilfin, die ja auch Ihre *H a u s g e n o s s i n* ist, nicht ein zu trauriges, liebeloses Dasein führt? ... Darum, liebe gnädige Frau, tun Sie ein Uebriges. Halten Sie ihre Verpflichtungen nicht mit Gehalt und den gesetzmäßigen Vorschriften für erschöpft, sondern gönnen Sie der braven Hausgehilfin auch ein bißchen Güte und Freundlichkeit. Sie haben es ja so leicht, Sonnenschein in ein armes Menschenleben zu bringen! Ein liebes Wort, ein ganz klein wenig Anteilnahme kann ihm frische Kraft und neuen Daseinsmut geben. Lassen Sie die Hausgehilfin nicht allzu schwer und bitter fühlen, daß sie die Untergebene ist. Leistet Sie Ihnen, wenn sie emsig und unverdrossen ihre Pflicht erfüllt, nicht mehr als Ihre beste Freundin für Sie tun könnte? – Geben Sie ihr das Gefühl, in Ihrem Hause nicht nur angestellt, sondern auch daheim zu sein und Sie haben die beste und schönste Aufgabe der Hausfrau erfüllt!“²⁹²

Am Appell an die Dienstgeberinnen ist interessant, dass diese direkt angesprochen werden, was darauf schließen lässt, dass man diese als Teil des Lesepublikums verstand. Diese unmittelbare Ansprache ist nicht unüblich für die Zeitschrift und wirft die Frage auf, ob das im Titel verwendete, identitätsstiftende Personalpronomen „Wir“ in einem gewissen Rahmen nicht auch an die Dienstgeberinnen adressiert war. Im obenstehenden Textausschnitt wird das Thema des Suizids als eine Frage des Verhältnisses zwischen Hausgehilfin und Dienstgeberin diskutiert. Wie bereits erwähnt, war dieses einer Transformation unterworfen, bei der die alte patriarchale Struktur, die gleichzeitig auch einen gewissen Anschluss an

²⁹¹ Ebd.

²⁹² Ebd.

die Familie bedeutet hat, immer weiter zurückgedrängt wurde. Der von den SozialdemokratInnen vorgeschlagenen „Lösung“ des Suizidproblems durch weitergehende, bessere gesetzliche Regelungen, wird hier eine „Lösung“ gegenübergestellt, die den Knackpunkt nicht bei den Gesetzen, sondern beim persönlichen Verhalten der Dienstgeberin sieht. Konkret wird dieser vorgeschlagen, in einem gewissen Maß Mitleid, Güte, Freundlichkeit und Anteilnahme zu zeigen. Das sind genau jene Verhaltensweisen, die im alten patriarchalen Dienstverhältnis den DienstgeberInnen von der Gesellschaftsordnung angetragen wurden, aber von Seiten der DienstbotInnen selbstverständlich nie eingefordert werden konnten. Wie bereits erwähnt vertrat „Wir vom Haushalt“ eine weitgehend affirmative Haltung gegenüber dem status quo im HausgehilfinInnenberuf. Auch im obigen Artikel werden weder die noch vorhandenen patriarchalen Arbeitsstrukturen kritisiert, noch das neue Arbeitskonzept, bei dem die Hausgehilfin nur Lohnempfängerin ist. Konkret lässt sich diese Haltung im Text daran ablesen, dass die Hausgehilfin als Untergebene bezeichnet wird und dass im vorletzten Satz ihr „Wert“ rein an der Arbeitsleistung gemessen wird. An der abschließenden Empfehlung, der Hausgehilfin ein Gefühl des Daheimseins zu vermitteln, ist vor allem interessant an wen sie adressiert wird. Es wird keineswegs die gesamte Familie angesprochen, sondern nur die Hausfrau, was damit zusammenhängt, dass im bürgerlichen Familienkonzept die Frau für die emotionale Arbeit zuständig war.

Den Hausgehilfinnen hingegen wird als Suizidprophylaxe empfohlen sich zu bilden, das Leben nicht zu tragisch zu nehmen und durchzuhalten:

„Welchen Trost sollen wir der Hausgehilfin selbst mitgeben, wenn sie von düsteren Gedanken überwältigt wird? – Den besten Spruch haben wir schon einmal erwähnt: Arbeiten und nicht verzweifeln! Lernen, soviel und wann immer es geht. Und was die übrigen Fragen des Lebens betrifft: da darf man den Mut nicht verlieren und muß nötigenfalls Geduld üben. Dann kommt alles zuletzt noch schöner als man sich's erhofft hätte. Enttäuschungen, gelegentlichen Aerger und Unannehmlichkeiten nur nicht zu tragisch nehmen! Das ist die Philosophie, die man im Leben alle Tage braucht!“²⁹³

An „Wir vom Haushalt“ sticht hervor, dass dort über den Umgang der höherstehenden Gesellschaftsschichten mit den Suiziden der Hausgehilfinnen berichtet wird, was bei den anderen Hausgehilfinnen-Zeitschriften kaum der Fall ist. Der nachstehende Textauszug vermag einen Eindruck zu vermitteln, welche Reaktionen das waren und welche Gegenreaktionen sie innerhalb dieser gesellschaftlichen Schicht hervorriefen:

²⁹³ Ebd., 3.

„Eine Hausgehilfin hat sich umgebracht, weil ein Diebstahlsverdacht auf ihr lastete. Eine Dame, die zu den bekanntesten Wiener Persönlichkeiten gehört, hat sich darauf der Hausgehilfin angenommen. Sofort hatte sie sich eine Reihe von Hausfrauen zu Feindinnen gemacht, die ihre Stellungnahme zugunsten der Hausgehilfin für übertrieben fanden. Sie bekam unter anderem auch anonyme Briefe von dieser Seite und die Heftigkeit dieser Angriffe überraschte sie. Verwundert schüttelte sie das kluge Haupt und frug erstaunt: ‚Gibt es also doch noch ein Hausgehilfinnenproblem?‘“²⁹⁴

Die ablehnenden Reaktionen der anderen Hausfrauen und deren Kritik, dass eine solche Stellungnahme übertrieben ist, weisen darauf hin, dass ein solcher Umgang mit dem Thema nicht gewünscht war. Als Hintergrund für diese Reaktionen gilt es zu bedenken, dass Diebstahlsbezeichnungen sehr oft zu Unrecht ausgesprochen worden sind und dass die hergestellte Kausalität von Diebstahlsverdacht und Suizid eine moralische Anklage bedeutete. Dieser Anklage wollte man sich aber offenbar nicht stellen, was sich an der versuchten Eindämmung des Diskurses ablesen lässt. Die Dienstgeberinnen werden jedoch nicht nur bei dieser Stelle als handlungsmächtig beschrieben, sondern auch in der Schlussargumentation, wenn der Autor eine Lösung des Hausgehilfinnenproblems präsentiert, die nur für eine Seite aktiv gestaltbar ist:

„Es gibt Frauen, die mit ihren Hausgehilfinnen recht gut harmonieren, und es gibt trotz aller überflüssiger Kampf Stimmung der Gegenwart Mädchen, die gerne für ihre ‚Gnädige‘ arbeiten, weil sie wissen, dass ein freundliches Wort, ein liebes Lächeln ihre Mühe belohnt, das mehr vom Herzen kommen und mehr zu Herzen gehen kann, als klingelnde Münze. Ist es der Zauber der Persönlichkeit, ist es der gemütliche Ton, der dann ein Mädchen an das Haus fesselt? Eines ist sicher: Für diese Mädchen gibt es, für ihre eigene Person wenigstens, k e i n Hausgehilfinnenproblem mehr – für jene Mädchen, die die richtige Frau gefunden haben – oder vielleicht gar den richtigen Mann!“²⁹⁵

Die Lösung, die der Autor anbietet, läuft auf das Wohlwollen der Dienstgeberin hinaus und blendet das bestehende Abhängigkeitsverhältnis, auf das mit dem Wort „Gnädige“ sogar hingewiesen wird, vollkommen aus und erklärt die Entlohnung als zweitrangig. Mit dem Hinweis auf den richtigen Mann wird dann noch eine „Lösung“ angesprochen, die keine ist, sondern eine Umgehung.

²⁹⁴ Julian Bern, Gibt es noch ein Hausgehilfinnenproblem? In: Wir vom Haushalt 3/1 (1929) 1-3, hier 1.

²⁹⁵ Ebd., 3.

7. Zusammenfassende Analyse des Diskurses über Suizide und Suizidversuche von Hausgehilfinnen

Standen im vorherigen Kapitel die einzelnen Texte im Vordergrund, so wendet sich dieses Kapitel wieder mehr den bereits benannten Themensträngen zu, um zu analysieren, welche Aussagen konstant blieben und welche sich veränderten. Zentral ist hier auch die Frage, wer mit welcher Intensität im zeitlichen Verlauf am Diskurs partizipiert hat. Abschließend gilt es die Form und Gestalt des Diskurses zu erheben und zu fragen, welche Wirklichkeit und welche legitime Weltsicht damit etabliert wurde.

Die Aussagefelder zur suizidalen Hausgehilfin sind stark geprägt von der Suche nach „dem“ Motiv für diese Handlung und der Interpretation des identifizierten Motivs. Den besten Überblick über die Häufigkeit der Motive bot die Suizidstatistik, die daher an den Anfang dieses Kapitels gestellt wird:

Häufigkeit der Suizid- und Suizidversuchsmotive von Hausgehilfinnen 1926-1929²⁹⁶

Suizid	Fälle	Suizidversuch	Fälle
Unbekannt	71	Unbekannt	156
Unglückliche Liebe	36	Unglückliche Liebe	93
Krankheit und Furcht davor	26	Kränkung	71
Kränkung	20	Familienzwist	65
Geisteskrankheit und Furcht davor	12	Wirtschaftliche Not	45
Wirtschaftliche Not	9	Krankheit und Furcht davor	25
Familienzwist	5	Angabe verweigert	17
Schande, Strafe und Furcht davor	3	Geisteskrankheit und Furcht davor	12
Trunksucht (nur 1927-1929 erhoben)	1	Schande, Strafe und Furcht davor	11
		Trunksucht (nur 1927-1929 erhoben)	2

Die am häufigsten im Interdiskurs der Tageszeitungen und Zeitschriften thematisierten Motive, abseits der Kurzmeldungen, sind die unglückliche Liebe und die wirtschaftliche Not. Das häufigste in der Suizidstatik zugeordnete Motiv ist, neben dem des unbekannten Grundes, die unglückliche Liebe, was sowohl für die Suizide als auch die Suizidversuchen zutrifft. Die Motive der Krankheit und Furcht davor, der Kränkung und der Geisteskrank-

²⁹⁶ Datenquelle für das Jahr 1926: Delannoy, Selbstmord und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926, 57. Datenquelle für die Jahre 1927-1929: Magistratsabteilung für Statistik der Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien für das Jahr 1929, 40-41.

heit und der Furcht davor treten laut Statistik häufiger auf als das Motiv der wirtschaftlichen Not. Auch bei den Suizidversuchen sind die Motive der Kränkung und des Familienzwistes häufiger als jenes der wirtschaftlichen Not. Es gab also eine offensichtliche Diskrepanz zwischen den im Interdiskurs am häufigsten thematisierten Motiven und den laut Suizidstatistik am meisten auftretenden Motiven.

Diese Diskrepanz dürfte sich u. a. durch die starke Teilnahme der sozialdemokratischen Medien am Diskurs ergeben haben. Die ungleiche Partizipation der untersuchten Medien am Diskurs hatte mehrere Gründe. Zu den wichtigsten gehört sicherlich das von der katholischen Kirche ausgesprochene Suizidtabu, das seine Wirkung auch auf jene Medien entfaltete, die der Kirche oder zumindest ihrem Gedankengut nahestanden und so eine Nicht-Thematisierung bewirkte. Außerdem wurde bereits darauf hingewiesen, dass es von bürgerlicher Seite Bestrebungen gab, diesen Diskurs, der gegen das Bürgertum gerichtet war, zu unterdrücken. Des Weiteren gilt es zu bedenken, dass sich die DötZ im Verlauf der Jahre immer mehr aus dem Diskurs zurückzog und nur dann berichtete, wenn der Fall entweder besonders spektakulär gewesen war oder sich in das nationalsozialistische Gedankengut einpassen ließ. Die DötZ ist davon ausgegangen, dass die suizidale Handlung ein Zeichen der Schwäche ist und daher hauptsächlich von „schwachen“ Menschen – d. h. Juden, politischen Gegner und teilweise auch Frauen – begangen wird. Christian Goeschl weiß für die Weimarer Republik Ähnliches zu berichten, wenn er darauf hinweist, dass dort suizidale Handlungen zunehmend als Zeichen für die „entartete“ Gesellschaft interpretiert worden sind und dass im anschließenden Nationalsozialismus eugenische Aspekte den Suiziddiskurs dominierten.²⁹⁷ Goeschel nennt in diesem Zusammenhang auch ein Zitat des Militärarztes Gottfried Benn, der 1940 meinte, dass der Suizid nicht per se als negativ zu bewerten sei, da er möglicherweise eine rassische Elimination unterstütze.²⁹⁸ Was das auflagenstärkste Medium angeht, die Kronen-Zeitung, so gilt es festzuhalten, dass diese durch die intensive und prominent gestaltete Berichterstattung viel dazu beigetragen hat, den Suizid zu einem Thema zu machen. Eine gleichbleibende und klar fixierte Suizidinterpretation wie bei den sozialdemokratischen Medien gab es aber nicht. In der Berichterstattung der Kronen-Zeitung lassen sich Elemente der sozialdemokratischen Interpretation finden, aber auch viele Elemente der stärker von bürgerlicher Seite forcierten

²⁹⁷ Christian Goeschel, Methodische Überlegungen zur Geschichte der Selbsttötung im Nationalsozialismus. In: Andreas Bähr, Hans Medick (Hg.), *Sterben von eigener Hand. Selbsttötung als kulturelle Praxis* (Köln 2005) 177.

²⁹⁸ Ebd.

Interpretation, dass weniger die aktuelle Gesellschaftsordnung die Suizidzahlen nach oben treibt, sondern der individuelle Lebenswandel.

Dem Diskurs über die Hausgehilfinnen liegt der common sense zu Grunde, dass die suizidale Handlung eine negative menschliche Verhaltensweise darstellt. Das weitgehend einzige Variable war die Schuldfrage: Ist das Individuum selbst schuld oder ist es Opfer der Gesellschaft? Es wäre falsch zu glauben, dass die moralische Negativbewertung der suizidalen Handlung spezifisch für das Bürgertum war, vielmehr war sie common sense. Wie bereits erwähnt wurde, ist eine der Wurzeln des Suiziddiskurses die Frage, ob der Mensch frei entscheiden und handeln kann oder eben nicht. Wobei das Konstrukt der frei getroffenen Entscheidung aber auch mit der alleinigen Verantwortung in Verbindung gesetzt wurde. Genau diese freie Entscheidung wurde aber von den SozialdemokratInnen entschieden in Abrede gestellt, da dann die Schuld bei den Hausgehilfinnen verblieben wäre. Stattdessen wurde die Unfreiheit des menschlichen Handelns betont, die Hausgehilfinnen als Opfer der bürgerlichen Gesellschaft präsentiert und so die Schuld auf die Ebene der bürgerlichen DienstgeberInnen und der christlich-sozialen Partei verschoben. Was nun die konkrete sozialdemokratische Suizidinterpretation angeht, so konzentrierte sich diese im Wesentlichen auf die beiden Motive der unglücklichen Liebe und der wirtschaftlichen Not, wobei ersteres und die weniger thematisierten Motive der Krankheit und der Furcht davor sowie die Kränkung mitunter auch als Subformen des Motivs der wirtschaftlichen Not interpretiert worden sind. Die Betonung des Motivs der wirtschaftlichen Not und die Rückführung der anderen Motive auf dieses wurde im zeitlichen Verlauf immer stärker, was sicher ursächlich mit der 1929 ausgebrochenen Weltwirtschaftskrise und der folgenden Massenarbeitslosigkeit in Zusammenhang zu bringen ist. Die Motive der psychischen Krankheit und des Familienzwistes wurden hingegen kaum thematisiert, was wohl damit zusammenhängt, dass sie nicht in das Suizidinterpretationsmuster der Sozialdemokratie passten. Dieses Muster bestand wie vorher schon angesprochen darin, dass der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung die Schuld an den hohen Suizidzahlen der Hausgehilfinnen gegeben wurde, was bei den deutlicher auf individueller Ebene liegenden Motiven der psychischen Krankheit und des Familienzwistes weniger möglich war. Vor diesem Hintergrund wurde in den sozialdemokratischen Medien immer wieder davon gesprochen, dass die Suizidentinnen in den Tod getrieben werden. Nach diesem Schema wurde etwa auch der Suizid einer Mitarbeiterin der Einig-

keit, Hermine Langer, die sich durch einen Sprung in die Donau selbst getötet hatte, kommentiert:

„Sie nahm es sich zu Herzen, daß sie, die früher immer eine hochgeachtete Arbeitskraft war, auf ihrem letzten Posten missachtet und in ihrer Menschenwürde herabgesetzt wurde ... So entschloß sie sich, diesem für sie trostlos und qualvoll gewordenen Leben ein Ende zu machen. Ist es nicht fürchterlich, daß schlechte Behandlung und Mangel an Rücksicht und Achtung einen Menschen in den Tod getrieben hat?“²⁹⁹

Die sozialdemokratische Suizidinterpretation war klar zweckgerichtet. Mit der diskursiv hergestellten Kausalität von wirtschaftlicher Not und suizidaler Handlung sowie dem perspektivierten weiteren Ansteigen der Suizidzahlen, was sich gut in der Aussage der „Selbstmordepidemie“ ausdrückt, wurde versucht, den Forderungen nach gesellschaftlichen Veränderungen im Allgemeinen und nach beruflichen Verbesserungen für die Hausgehilfinnen im Besonderen mehr Nachdruck zu verleihen. Diese Strategie baute auf dem common sense auf, dass eine hohe und weiter anwachsende Suizidrate eine negative gesellschaftliche Entwicklung darstellt. Was die allgemeine Negativbewertung des Suizids angeht, so ergab sich diese daraus, dass den SuizidentInnen die Verletzung des common sense, dass das menschliche Leben einen unantastbaren Wert darstellt, unterstellt wurde. Diese Interpretation lässt sich daran ablesen, dass den Hausgehilfinnen im Diskurs regelmäßig vorgeworfen wurde, dass sie ihr Leben wegwerfen wie einen Gegenstand ohne Wert. Der Vorwurf, das wertvolle Leben wegzuworfen, wurde durch die spezifische Suizidinterpretation der katholischen Kirche noch verschärft. Die Basis dieser Interpretation war, dass mit dem Suizid etwas weggeworfen wird, was einem gar nicht gehört.

Im Diskurs wurden verschiedenen Lösungen genannt, wie suizidale Handlungen generell verhindert werden können und wie das weitere Ansteigen der Suizidzahlen eingebremst werden kann. Die SozialdemokratInnen präsentierten als präventive Maßnahmen den Beitritt zur Gewerkschaft „Einigkeit“ und die Erweckung des Klassenbewusstseins der Hausgehilfinnen sowie eine generelle Hinwendung zum Sozialismus. Die Präventionsstrategie der katholischen Kirche bestand darin, den Menschen aufzuzeigen, dass das Leiden nicht per se negativ ist, sondern dass man dort Gott am lebhaftigsten erfahren kann. Die andere kirchliche „Präventionsmaßnahme“ hatte ebenfalls eine sehr lange Tradition und

²⁹⁹ Tod einer Erzieherin. In: Einigkeit 15/7 (1927) 8.

bestand im Verbot des Suizids, was mit dem Umstand begründet wurde, dass das menschliche Leben Gott gehört und dass der Mensch Gottes Werk nicht zerstören darf. Von Teilen der bürgerlichen Kräfte wurde hingegen vorgeschlagen, dass am Guten des patriarchalischen Dienstverhältnisses festgehalten werden sollte und dass sich die Hausfrauen den Hausgehilfinnen emotional etwas zuwenden sollten:

„Es zeigt sich immer klarer, daß zwei Arten der Lösung um den Vorrang streiten. Es heißt: Entweder zurück zum patriarchalischen Verhältnis, in dem das Dienstmädchen als zum Hause gehörend betrachtet und behandelt wurde, oder nach vorwärts zu amerikanischen Verhältnissen, wo die Hausgehilfin eine Angestellte mit bestimmten Rechten und Pflichten ist. Ich glaube, daß es ein Zurück nicht gibt. Aber das Gute des patriarchalischen Verhältnisses könnte trotzdem erhalten bleiben, nur genügt es, wenn dieser innige Zusammenhalt im Gefühlsmäßigen beschränkt bleibt, vom Herzen aus eine Wirkung tut.“³⁰⁰

Auch die bürgerlich-liberale Frauenrechtskämpferin Marianne Hainisch meinte, dass die Hausgehilfinnen den Hauptwert auf den Familienanschluss und nicht auf den Lohn legen sollten.³⁰¹ Die Hausgehilfinnenfrage wurde insgesamt zum Prüfstein für die bürgerlich-liberale Frauenbewegung, deren Vertreterinnen wohl aufgrund der eigenen Involviertheit als Dienstgeberinnen kaum erkennen wollten, dass es die noch immer vorhandenen Reste des patriarchalischen Dienstverhältnisses waren, die den Beruf der Hausgehilfin zu einem dermaßen physisch als auch psychisch einengenden machten. In der Diskussion um das Verhältnis zwischen Dienstgeberin und Hausgehilfin schwang auf der bürgerlichen Seite regelmäßig mit, dass das neue gesetzlich regulierte Arbeitsverhältnis nicht nur einen Negativeffekt für die DienstgeberInnen hat, sondern auch für die Hausgehilfinnen. Der den Hausgehilfinnen zugeordnete Tribut besteht darin, dass sie im neuen Arbeitsverhältnis auf den Familienanschluss verzichten müssen, dessen Wegfall sie aber in die Einsamkeit und Verlassenheit drängt, was sie wiederum anfällig für suizidale Handlungen macht. Die von den DienstgeberInnen betriebene Verortung des Problems am neuen gesetzlich geregelten Arbeitsverhältnis, referiert an einen Hintergrund, der nicht so deutlich angesprochen wurde. Dieser bestand darin, dass sich die bürgerlichen Familien in den 1920er und 1930er Jahren aufgrund des sowohl in der wirtschaftlichen als auch in der gesellschaftlichen Sphäre erlittenen Machtverlustes immer mehr in ihre Privatheit zurückzogen. Zu diesem Privatheitskonzept gehörte die Fokussierung auf die Kernfamilie, in der die Hausgehilfin zunehmend als ein Störfaktor erlebt wurde, und noch dazu als ein solcher, den man sich

³⁰⁰ Bern, Gibt es noch ein Hausgehilfinnenproblem? In: Wir vom Haushalt 3/1 (1929) 1-3, hier 2.

³⁰¹ Ebd., 2.

ohnehin immer schwerer leisten konnte. Außerdem gilt es zu berücksichtigen, dass mit dem Weggang der Hausgehilfinnen die vorher übliche Trennung der Hausarbeit in einen bezahlten physisch-manuellen und einen unbezahlten emotionalen Teil, der von den Hausfrauen erbracht wurde, zunehmend wegfiel und die Hausfrauen nun auch den physisch-manuellen, also den früheren Part der Hausgehilfinnen, übernehmen mussten. Als „Ausgleich“ für die Ausdehnung des Aufgabenbereiches wurde nun nicht mehr nur die emotional-psychische Hausarbeit als Produktionsort des Familienglücks interpretiert, sondern auch die manuell-physische.³⁰² Durch die emotionale Aufwertung der gesamten Hausarbeit zur Glücksarbeit wurde auch die Lohnfrage hinfällig, da das Glück der Familie als unbezahlbar stilisiert und stillschweigend vorausgesetzt wurde, dass das Glück der Familie automatisch auch das Glück der Ehefrau bedeutete. Dieses Kernfamilienmodell begann sich aber auch bei den ArbeiterInnen immer mehr durchzusetzen und der eigene Haushalt wurde auch für die Hausgehilfin zur Vision. Endlich Hausfrau sein und weg vom harten Dasein als Hausgehilfin, das darüber hinaus immer nur auf fremde Personen gerichtet war. Im Kontext dieser herbeigesehnten Eheschließungen wurde allerdings nicht thematisiert, dass eine Heirat in der Regel nur ein Wechsel von einem Abhängigkeitsverhältnis in ein anderes war, da der zukünftige Ehemann zugleich auch als der zukünftige Patriarch der neuen Familie vorgesehen war. Genauso wenig wurde thematisiert, dass eine Heirat auch den Wechsel von einem ökonomisch autonomen Dasein in ein vom Ehemann abhängiges bedeuten konnte, sofern das Familienmodell des männlichen Alleinverdieners gelebt wurde. Wobei es an dieser Stelle einschränkend anzumerken gilt, dass dieses Alleinverdienermodell in den 1920er und 1930er Jahren für die meisten nicht-bürgerliche Familien noch unfinanzierbar war. Die Nicht-Thematisierung der möglichen negativen Folgen einer Eheschließung und die gleichzeitig betriebene enorme Aufladung der Ehe als einziger Weg zum persönlichen Glück dürfte einen wichtigen Hintergrund für das Suizidmotiv der unglücklichen Liebe gebildet haben, denn wenn der als einzig möglich präsentierte Ausweg aus dem Hausgehilfinnen-Dasein durch das Scheitern einer Beziehung zumindest temporär gefährdet wurde, dann liegt es Nahe, dass nach anderen, rascheren „Auswegsmöglichkeiten“ gesucht wurde. Auffällig in diesem Kontext ist, dass von den bürgerlichen Kräften nicht das Ende dieser Liebesbeziehungen problematisiert wurde, sondern deren Eingehen. Diese Problematisierung basierte darauf, dass eine Hausgehilfin überhaupt keine Liebesbeziehung haben sollte, worauf mitunter auch in den Stelleninseraten hingewiesen wurde, weil sie sich sonst nicht mehr auf ihre eigentliche

³⁰² Ela Hornung, Sie sind das Glück, sie sind die Göttin! In: Monika Bernold et. al., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? 105-133, hier 109-112.

berufliche Aufgabe konzentrieren würde.³⁰³ Zur Formierung dieser Aussage dürfte beigetragen haben, dass eine Hausgehilfin mit Liebespartner als interventionsfreudiger und auch -mächtiger eingestuft wurde als eine ohne. Als Hintergrund für diese Aussage wäre dann die unterschiedliche Machtattribution der Geschlechter und die zeitübliche Subsumierung der Liebespartnerin unter dem Liebespartner anzunehmen.

Was den von den Wissenschaften geführten Spezialdiskurs angeht, so ist dieser vor allem interessant wegen den Erklärungen, die dort für das Suizidverhalten von Frauen produziert wurden und der Tatsache, dass sich sehr viele der nicht-wissenschaftlichen Texte in ihren Exordia auf die Suizidstatistiken bezogen haben, die in der Regel wissenschaftlicher Provenienz waren. Wobei es in diesem Kontext darauf hinzuweisen gilt, dass die Suizidstatistiken nicht den Ausgangspunkt des Diskurses darstellten, da es einen solchen Ausgangspunkt aufgrund des Umstandes, dass weder der Diskurs noch das Subjekt dem jeweils anderen vorausgeht, geben kann. Die Suizidstatistik war neben den Einzelfallschilderungen die beliebteste Texteröffnungsvariante für die nicht-wissenschaftlichen Artikel. Diese Präferenz dürfte daran gelegen haben, dass beide Varianten das Potential hatten, den Artikel auf „sicheren“ Grund zu stellen, was durch den Umstand, dass die Suizidzahlen und die erfolgten suizidalen Handlungen in der Regel als positive Tatsachen anerkannt worden sind, ermöglicht wurde. Was die Zuordnung der Suizidmotive angeht, so zeigen sich in den Statistiken bei bestimmten Motiven große genderspezifische Unterschiede. Bei den Suiziden sind die größten Unterschiede bei den Motiven der wirtschaftlichen Not (bei Männern oft, bei Frauen selten), der Kränkung (bei Männern selten, bei Frauen oft) sowie bei der Trunksucht (bei Männern oft, bei Frauen selten) und bei der unglücklichen Liebe (bei Männern selten, bei Frauen oft) zu finden.³⁰⁴ Bei den Suizidversuchen gibt es dieselben genderspezifischen Unterschiede, nur dass es beim Motiv der Kränkung keine unterschiedliche Zuordnungshäufigkeit gibt, dafür aber beim Familienzweist (bei Frauen oft, bei Männern selten).³⁰⁵ Dabei fällt auf, dass die Motive mit Frauendominanz, die unglückliche Liebe, der Familienzweist und die Kränkung (nur Suizid, nicht Suizidversuch), eines gemeinsam haben: Sie betreffen alle den Bereich der Emotion, während die Motive mit Männerdominanz, wirtschaftliche Not und Trunksucht, das zumindest oberflächlich nicht tun. Diese häufigere Zuordnung der „emotionalen“ Motive zu den Frauen spiegelt die zeitspezifische Konstruktion der Frau als Gefühlswesen wider. Was die wissenschaftliche

³⁰³ Wie man uns behandelt. In: Einigkeit 15/8 u. 9 (1927) 4-5, hier 5.

³⁰⁴ Peller, Zur Statistik der Selbstmordhandlung, 343-364, hier 364.

³⁰⁵ Ebd.

Erklärung der Ursachen der Suizide und Suizidversuche angeht, so wurden auch hier für die Frauen andere Erklärungsmodelle als für die Männer bereitgehalten, die wiederum an den spezifischen Wissensbestand über das Konstrukt Frau rückgebunden waren. Auffällig ist, dass die meisten Erklärungsmodelle für die suizidalen Handlungen von Frauen direkt auf ihren andersartigen, von der männlichen Norm abweichenden Körper verweisen. So wurde regelmäßig auf die körperliche und geistige Schwäche der Frau und/oder die biologischen Prozesse der Menstruation und Schwangerschaft Bezug genommen. Auch die spezifische soziale Rolle der Frau wurde immer wieder thematisiert, die ebenfalls ihren andersartigen Körper als Konstruktionsbasis hatte. Die Transformation der sozialen Rolle der Frau wurde u. a. als Erklärung für den Umstand bemüht, dass die Suizid- und Suizidversuchsraten der Frauen sich jenen der Männern annäherten. Bei den Erklärungsmodellen für die suizidalen Handlungen von Männern wurde hingegen nicht auf deren Körper hingewiesen, sondern auf die hohen Anforderungen in der außerhäuslichen Sphäre, die als Aufgabenkreis des Mannes angesehen wurde. Diese genderspezifischen Erklärungsmodelle dürften u. a. auch deswegen geschaffen worden sein, weil die suizidale Handlung beide Geschlechter betraf und so die konstruierte Differenz zwischen Mann und Frau gefährdete.

8. Anhang

8.1. Quellen

Tageszeitungen

Das Kleine Blatt, Österr. Nationalbibliothek, online unter <<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=dkb>>, (1927; 1929; 1933; 1934 bis Feb.).

Deutschösterreichische Tages-Zeitung, Österr. Nationalbibliothek, Signatur 395201-D 1921 Neu Per, (1925; 1929; 1933 bis Juli).

Illustrierte Kronen-Zeitung, Österr. Nationalbibliothek, Signatur 440370-D Neu Per, (1925; 1929; 1933; 1934 bis Feb.).

Frauenzeitschrift

Die Unzufriedene. Eine unabhängige Wochenschrift für alle Frauen, Österr. Nationalbibliothek, online unter <<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=uzf>>, (Leserinnenbriefserie Herbst 1928).

Hausgehilfinnen-Zeitschriften

Die Hausgehilfin. Zeitschrift des Verbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs / ab 1928 geänderter Titelzusatz: Zeitung des Reichsverbandes der Christlichen Hausgehilfinnen Österreichs, Universitätsbibliothek Wien, Signatur II-479933, (1925-1934 Feb.).

Einigkeit. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen Österreichs / ab 1928 geänderter Titel: Die Hausangestellte. Organ des Verbandes der Hausgehilfinnen, Erzieherinnen, Heim- und Hausarbeiterinnen, Einigkeit Österreichs, Universitätsbibliothek Wien, Signatur II-401528, (1925-1934 Feb.).

Wir vom Haushalt. Ratgeber und Unterhaltungsblatt für die Helferin im Haushalt, Universitätsbibliothek Wien, Signatur II-474437, (1927-1934 Feb.).

Suizidstatistiken

Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien für das Jahr 1929 (Neue Folge, 2. Jahrgang, Wien 1930).

Magistratsabteilung für Statistik, Stadt Wien (Hg.), Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1930-1935 (Neue Folge, 3. Band, Wien s.a.).

Statistisch-sozialmedizinische Schriften

Delannoy, René Marco, Selbstmorde und Selbstmordversuche in Wien im Jahre 1926 (Statistische Mitteilungen der Stadt Wien Sonderheft 3, Wien 1927).

Peller, Sigismund, Über die weibliche Selbstmordhandlung. Mit 1 Abbildung im Text. In: Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung 18 1/2 (1932) 59-67.

Peller, Sigismund, Zur Statistik der Selbstmordhandlung. In: Allgemeines Statistisches Archiv. Organ der Deutschen Statistischen Gesellschaft, Bevölkerungsbewegung und Bevölkerungsprognosen (Band 22, Rubrik A, Jena 1932) 343-364.

8.2. Abbildungen

Abb. 1: Hausgehilfinnenselbstmorde. In: Die Unzufriedene 6/35 (1928) 1.

Abb. 2: Selbstmorde u. Selbstmordversuche. In: Die Unzufriedene 6/35 (1928) 2.

8.3. Bibliografie

72. Bundesgesetz vom 26. März 1926, betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 26. Februar 1920, St.G.Bl. Nr. 101, über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), Bundesgesetzblatt 1920-1934, S. 295, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgb&datum=19260004&zoom=2&seite=00000295&ues=0&x=19&y=3>> 23.7.2010.

407. Bundesgesetz, womit das Hausgehilfengesetz, St.G.Bl. Nr. 101/1920, ergänzt wird (Hausgehilfengesetznovelle 1936), Bundesgesetzblatt für den Bundesstaat Österreich 1934-1938, S. 935, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgl&datum=19360004&zoom=2&seite=00000935&ues=0&x=7&y=2>> 27.7.2010.

428. Bundesgesetz vom 19. Juli 1923, womit das Gesetz vom 26. Februar, St.G.Bl. Nr 101, über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), ergänzt wird, Bundesgesetzblatt 1920-1934, S. 1402, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgb&datum=19230004&zoom=2&seite=00001402&ues=0&x=7&y=9>> 26.7.2010.

Abderrahman, Ben-El-Mouffok, Du Suicide emotif et du suicide non pathologique (Paris 1933).

Anzeige für das Produkt Ovomaltine, Angst vor dem Leben, Das Kleine Blatt, 8.5.1927, 8.

Arsenault-Lapierre, Geneviève; Kim, Caroline; Turecki, Gustavo, Psychiatric diagnoses in 3275 suicides: a meta-analysis (McGill Group for Suicide Studies, Douglas Hospital Research Centre, Department of psychiatry, McGill University Montreal) online unter <<http://www.biomedcentral.com/1471-244X/4/37>> 29.4.2010.

Baca-Garcia, Enrique; Perez-Rodriguez, Mercedes; Mann, John; Oquendo, Maria A., Suicidal Behavior in Young Women. In: Psychiatric Clinics of North America 31/2 (2008) 317-331.

Bittermann-Wille, Christa; Hofmann-Weinberger, Helga; Historische Frauenzeitschriften (Beitrag für das Projekt KolloquiA – Forschungs- und Lehrmaterialien zur frauenrelevanten und feministischen Dokumentations- und Informationsarbeit in Österreich), online unter <<http://www.onb.ac.at/files/frauenzeitschriften.pdf>> 23.7.2010.

Bobach, Reinhard, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung (Suizidologie 16, Regensburg 2004).

Bowman, William, Despair unto Death? Attempted Suicide in Early 1930s Vienna. In: Austrian History Yearbook 39 (2008).

Brunner, Jürgen, Rezension von Bobach, Reinhard, Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung (Regensburg 2004). In: sehepunkte 6/5 (2005), online unter <<http://www.sehepunkte.de/2005/06/8398.html>> 27.4.2010.

Bundesgesetz vom 26. März 1926, betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 26. Februar 1920, St.G.Bl. Nr 101, über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), Bundesgesetzblatt 1926, Stück 15, Nr. 71 u. 72, 295-296, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=bgb&datum=19260004&seite=00000296&zoom=2>> 21.6.2010.

Burjan, Hildegard, 64. Sitzung, Konstituierende Nationalversammlung, 26. Februar 1920, S. 1824-1825, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=spe&datum=00020003&seite=00001824&zoom=2>> 20.6.2010.

Canetto, Silvia Sara; Lester, David (Hg.), Women and Suicidal Behavior (New York 1995).

Catalan, Jose, Sexuality, Reproductive Cycle and Suicidal Behavior. In: Hawton, Keith; Van Heeringen, Kees (Hg.), International handbook of suicide and attempted suicide (Chichester /GB 2000) 293-208.

Chyle, Franz, Der Selbstmord als Spekulation des modernen Verbrechertums (Wien ²1908).

Codex Iuris Canonici 1917 1240 § 1 u. 1240 § 1 n. 3, Universität Luzern, Theologische Fakultät, online unter <http://www.unilu.ch/files/cic_1917_7810.doc> 31.5.2010.

Dasrotewien.at, Weblexikon der Wiener Sozialdemokratie, Einigkeit – Verband der Hausgehilfinnen, online unter <<http://www.dasrotewien.at/online/page.php?P=11726>> 29.9.2010.

Die Ergebnisse der Österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934 (Statistik des Bundesstaates Österreich, Heft 1, Wien 1935).

Dirninger, Christian, Perspektiven der retrospektiven Betrachtung. In: Dirninger, Christian (Hg.), Wirtschaftspolitik zwischen Konsens und Konflikt. Einsichten und Einblicke in die Strukturen und Abläufe der Wirtschaftspolitik der Zweiten Republik (Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für Politisch-Historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek 4, Wien u. a. 1995) 15-19, hier 15.

Douglas, Jack, The Social Meanings of Suicide (Princeton 1967).

Durkheim, Emile, Le suicide. Etude de sociologie (Paris 1897).

- Eder, Franz X., Historische Diskurse und ihre Analyse – eine Einleitung. In: Ders. (Hg.), Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen (Wiesbaden 2006) 13.
- Ellmeier, Andrea, Frauenpolitik. Zur Geschichte emanzipatorischer Politik und Praxis (in der Ersten Welt). Am Beispiel Österreich. In: Forum Politische Bildung (Hg.), Geschlechtergeschichte. Gleichstellungspolitik. Gender Mainstreaming (Informationen zur Politischen Bildung 26, Innsbruck u. a. 2006) 5-23.
- Esquirol, Jean Etienne Dominique, Des maladies mentales (Paris 1838).
- Fedden, Robin, Suicide. A Social and Historical Study (London 1938).
- Fenner, Dagmar, Welches sind die Gründe für eine Selbsttötung? Kritische Analyse verschiedener Suizidtypen. In: ejournal Philosophie der Psychologie Oktober (2006) 1-12.
- Flossmann, Ursula, Frauenrechtsgeschichte. Ein Leitfaden für den Rechtsunterricht (Linzer Schriften zur Frauenforschung 26, Linz ²2006).
- Foucault, Michel, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (Frankfurt/M. ¹⁴1997).
- Freud, Sigmund, Trauer und Melancholie (1917), Projekt Gutenberg-DE, online unter <<http://www.textlog.de/freud-psychoanalyse-trauer-melancholie-psychologie.html>>, 20.3.2010.
- Fuchs, H., Selbstmordhandlungen (Österreichisches Statistisches Zentralamt, Beiträge zur Österreichischen Statistik, 62. Heft, Wien 1961).
- Gerisch, Benigna; Lindner, Reinhard, Die suizidale Frau. In: Riecher-Rössler, Anita; Bitzer, Johannes (Hg.), Frauengesundheit. Ein Leitfaden für die ärztliche und psychotherapeutische Praxis (München 2005) 193-201.
- Gesetz vom 26. Februar 1920 über den Dienstvertrag der Hausgehilfen (Hausgehilfengesetz), Staatsgesetzblatt für die Republik Österreich, Jahrgang 1920, ausgegeben am 10. März 1920, Nr. 101, 177-181, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=sgeb&datum=19200004&seite=00000177&zoom=2>> 21.6.2010.
- Goeschel, Christian, Methodische Überlegungen zur Geschichte der Selbsttötung im Nationalsozialismus. In: Andreas Bähr, Hans Medick (Hg.), Sterben von eigener Hand. Selbsttötung als kulturelle Praxis (Köln 2005) 177.
- Graf, Rüdiger, Diskursanalyse und radikale Interpretation. Davidsonianische Überlegungen zu Grenzen und Transformationen historischer Diskurse. In: Eder, Franz X. (Hg.), Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen (Wiesbaden 2006) 71-90, hier 78.
- Grashoff, Udo, „In einem Anfall von Depression ...“ Selbsttötungen in der DDR (Berlin 2006).
- Hämmerle, Christa, „Vor vierzig Monaten waren wir Soldaten, vor einem halben Jahr noch Männer ...“ Zum historischen Kontext einer „Krise der Männlichkeit“ in Österreich. In: L'Homme, Krise(n) der Männlichkeit 19/2 (2008) 51-74.

Higonnet, Margaret, *Speaking Silences: Women's Suicide*. In: Suleiman, Susan Rubin (Hg.), *The female body in western culture. Contemporary perspectives* (Harvard 1986) 68-83.

Hönig, Marianne, *Die Frau in den hauswirtschaftlichen Berufen*. In: Martha Braun (Hg.), *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich* (Wien 1930) 333-339.

Hornung, Ela, *Sie sind das Glück, sie sind die Göttin!* In: Monika Bernold et. al., *Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks?* (Historische Schnitte ins Private, Wien 1990) 105-133.

Jack, Raymond, *Women and attempted suicide* (Hove 1992).

Jäger, Siegfried, *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung* (Edition DISS 3, Münster 2004).

Jagschitz, Gerhard, *Die Presse in Österreich von 1918 bis 1945*. In: Pürer, Heinz; Lang, Helmut W.; Duchkowitsch, Wolfgang (Hg.), *Die österreichische Tagespresse. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine Dokumentation von Vorträgen des Symposiums „200 Jahre Tageszeitung in Österreich* (Journalistik. Hefte des „Kuratoriums für Journalistenausbildung“ 5, Wien 1983) 43-63.

Jaray, Karl, *Der Selbstmord der Menschheit* (Österreichisches Komitee gegen den drohenden Krieg, Wien 1933).

Jordan, Stefan, *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Orientierung Geschichte* (Paderborn 2009).

Kanehl, Oskar, *Schrei nach Blut und Mussolini*. In: *Die Aktion*, 15. Jg. Heft 12 Nr. 23/24 (1925) 646-648.

Kobau, Luise, *Zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der weiblichen Dienstboten in Wien, 1914-1938* (ungedr. Geisteswiss. Diss. Wien 1985).

Kössler, Maximilian, *Selbstmord und Tötung auf Verlangen. Eine strafrechtliche Studie* (Wien u. a. 1925).

Kreitman, Norman, *Die Epidemiologie des Suizids und Parasuizids*. In: Karl Kisker et al. (Hg.), *Psychiatrie der Gegenwart. Krisenintervention. Suizid. Konsiliarpsychiatrie* (Bd. 2, Berlin u. a. 1986) 87-106.

Kronthaler, Michaela, *Die Frauenfrage als treibende Kraft. Hildegard Burjans innovative Rolle im Sozialkatholizismus und Politischen Katholizismus vom Ende der Monarchie bis zur „Selbstausschaltung“ des Parlaments* (Grazer Beiträge zur Theologie-Geschichte und kirchlichen Zeit-Geschichte 8, Graz u. a. 1995) 44-47.

Kushner, Howard I., „*Women and Suicide in Historical Perspective*“. In: *Signs* 10 (1985) 537-552.

Landwehr, Achim, *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse* (Historische Einführungen 8, Tübingen 2001).

Landwehr, Achim, *Historische Diskursanalyse* (Historische Einführungen 4, Frankfurt/Main 2008).

Leichter, Käthe, Wie leben die Hausgehilfinnen? Eine Erhebung über die Arbeitsverhältnisse der Wiener Hausgehilfinnen. In: *Einigkeit* 14/4 (1926) 1.

Lester, David (Hg.), *Why women kill themselves* (Springfield/IL 1988).

Lind, Vera, *Selbstmord in der Frühen Neuzeit. Diskurs, Lebenswelt und kultureller Wandel am Beispiel der Herzogtümer Schleswig und Holstein* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 146, Göttingen 1999).

MacDonald, Michael; Murphy, Terence R., *Sleepless Souls. Suicide in Early Modern England* (Oxford Studies in Social History, Oxford 1990).

Maris, Ronald W.; Berman, Alan L.; Silverman, Morton M., *Suicide, Gender and Sexuality*. In: *Dies., Comprehensive textbook of suicidology* (New York 2000) 145-169.

Marsh, Ian, *Suicide. Foucault, History and Truth* (Cambridge 2010).

Marx, Karl, *Vom Selbstmord* (Hrsg. von Eric A. Plaut, Kevin Anderson, Köln 2001).

Masaryk, Tomáš Garrigue, *Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation* (Wien u. a. 1881).

Melischek, Gabriele; Seethaler, Josef, *Auflagenzahlen der Wiener Tageszeitungen 1895-1933 in quellenkritischer Bearbeitung* (Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation 1, Wien 2001) 12-14. Online unter <<http://www.oeaw.ac.at/cmc/data/Arbeitsbericht%20Nr%201.pdf>> 19.6.2010.

Michel, Konrad, *Depression ist eine Krankheit, Suizid eine Handlung*. In: *Existenzanalyse* 21/2 (2004) 58-62, online unter <http://www.gle.at/uploads/media/EA_2004-2.pdf> 7.7.2010.

Michel, Konrad, *Der Arzt und der suizidale Patient. Teil 2: Praktische Aspekte*. In: *Schweizerisches Medizinisches Forum* 31 (2002) 707-734, hier 730, online unter <http://www.medicalforum.ch/pdf/pdf_d/2002/2002-31/2002-31-119.PDF> 24.5.2010.

Morselli, Heinrich (germ.), *Der Selbstmord. Ein Kapitel aus der Moralstatistik* (Internationale Wissenschaftliche Bibliothek 50, Leipzig 1881).

Neuringer, Charles *Suicidal Behavior in Women*. In: *Crisis. The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention* 3 (1982) 41-49.

Orthofer, Maria, *Au-pair. Von der Kulturträgerin zum Dienstmädchen. Die moderne Kleinfamilie als Bildungsbörse und Arbeitsplatz* (Wien u. a. 2009).

Ortmayr, Norbert, *Selbstmord in Österreich 1819-1988*. In: *Zeitgeschichte* 17/5 (1990) 222.

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung (Hg.), *Der Zeitungsmarkt in der Ersten Republik*, online unter <http://www.oeaw.ac.at/cmc/hyppress/per_02.htm> 25.7.2010.

Papst Pius XI., *Enzyklika Quadragesimo anno, III. Wandlungen seit Leo XIII., 2. Wandlungen im Sozialismus*, online bei Universität Innsbruck www.uibk.ac.at, Der Innsbrucker theo-

logische Leseraum unter <<http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/texte/319.html#ch43>>
31.8.2010.

Peuchet, Jacques, Mémoires tirés des archives de la police de Paris. Pour servir à l'histoire de la morale et de la police, depuis Louis XIV jusqu'à nos jours (Tome IV, Paris 1838).

Popp, Adelheid, 64. Sitzung, Konstituierende Nationalversammlung, 26. Februar 1920, S. 1831, online unter <<http://alex.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?apm=0&aid=spe&datum=00020003&seite=00001831&zoom=2>>, 20.6.2010.

Popp, Adelheid, Haussklavinnen. Ein Beitrag zur Lage der Dienstmädchen (Wien 1912).

Prinzing, Friedrich, Trunksucht und Selbstmord und deren gegenseitige Beziehungen. Nebst einem statistischen Anhang (Leipzig 1895).

Rachor, Christina, Selbstmordversuche von Frauen. Ursachen und soziale Bedeutung (Campus Forschung 726, Frankfurt/Main u. a. 1995).

Republik Österreich, Parlament, Adelheid Popp als Parlamentarierin. Die parlamentarischen Mühlen im Kampf um Frauenrechte, online unter <http://www.parlament.gv.at/PG/PR/JAHR_2009/PK0190/PK0190.shtml> 11.6.2009.

Rest, Franz; Renger, Rudi, Die Neue Kronen Zeitung. Massenmediales Flaggschiff aller österreichischen Populisten. In: Faber, Richard; Unger, Frank (Hg.), Populismus in Geschichte und Gegenwart (Würzburg 2008) 180.

Rigler, Edith, Die Frauenarbeit in Österreich 1890-1934 (ungedr. Geisteswi. Diss. Wien 1974).

Rigler, Edith, Frauenleitbild und Frauenarbeit in Österreich. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien 8, Wien 1976).

Sarasin, Philipp, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse (Frankfurt/Main 2003).

Schöffmann, Irene, Die bürgerliche Frauenbewegung im Austrofaschismus. Eine Studie zur Krise des Geschlechterverhältnisses am Beispiel des Bundes österreichischer Frauenvereine und der katholischen Frauenorganisation für die Erzdiözese Wien (Ungedr. Geisteswi. Diss. Universität Wien 1986).

Seethaler, Josef, Österreichische Tageszeitungen – über 100 Jahre alt (Arbeitsberichte der Kommission für historische Pressedokumentation 2, 2. überarbeitete Version, Wien 2005), online unter <http://www.oeaw.ac.at/cmc/data/Arbeitsbericht%20Nr%202_v%202.pdf> 19.6.2010.

Senft, Gerhard, Politische Gestaltung - wirtschaftliche und soziale Realität. In: Tálos, Emmerich; Neugebauer, Wolfgang (Hg.), Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933-1938 (Wien 2005) 184.

Sonneck, Gernot; Etzersdorfer, Elmar; Nagel-Kuess, Sibylle, Imitative suicide on the Viennese subway. In: Social Science and Medicine 38 (1994) 453-457.

Sonneck, Gernot; Niederkrotenthaler, Thomas, Zum österreichischen Suizidpräventionsplan. In: Spektrum Psychiatrie 2 (2008) 32-35. Online unter <<http://www.suizidpraevention.at/>>

pdf/suizidpraeventionsplan.pdf> 27.8.2010.

Sonneck, Gernot, Zur Entwicklung der Krisenintervention. In: Suizidprophylaxe 35/1 (2008) 14.

Steirische Frauenbewegung, Johanna Weiß (1874-1932), online unter < <http://www.frauenbewegung.at/cgi-bin/standardseite.cgi?index=31365> > 29.7.2010.

Stekl, Hannes, Hausrechtliche Abhängigkeit in der industriellen Gesellschaft. Das häusliche Personal vom 16. bis ins 20. Jahrhundert. In: Verein für Geschichte der Stadt Wien (Hg.), Wiener Geschichtsblätter (30. Jg., Wien 1975) 301-313.

Stiefel, Dieter, Arbeitslosigkeit. Soziale, politische und wirtschaftliche Auswirkungen – am Beispiel Österreichs 1918-1938 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 31, Berlin 1979).

Strakosch, Siegfried, Der Selbstmord eines Volkes. Wirtschaft in Österreich (Wien 1922).

Szitty, Emil, Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker (Wien u. a. 1985).

Tichy, Marina, Dienstbotenlektüre 1870-1920. Zum Zusammenhang von Arbeitswelt, Lesemöglichkeiten und Lesebedürfnissen. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Alltags von Unterschichtsfrauen in der bürgerlichen Gesellschaft (ungedr. Geisteswiss. Diss. Wien 1982).

Tomandl, Gerald; Sonneck, Gernot; Stein, Claudius, Leitfaden zur Berichterstattung über Suizid (Wien 2008), online unter <<http://www.suizidpraevention.at/pdf/leitfaden.pdf>> 16.6.2010.

Ursula, Baumann, Selbsttötung und die moralische Krise der Moderne. Durkheim und seine Zeitgenossen. In: Bähr, Andreas; Medick, Hans (Hg.), Sterben von eigener Hand. Selbsttötung als kulturelle Praxis (Köln u. a. 2005) 115-136.

Watzka, Carlos, Sozialstruktur und Suizid in Österreich. Ergebnisse einer epidemiologischen Studie für das Land Steiermark (Wiesbaden 2008).

Wehler, Hans-Ulrich, Die Herausforderung der Kulturgeschichte (München 1998).

Weininger, Otto, Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung (Wien u. a. 1903).

Wessinger, Julie Dorothea, Ueber den Selbstmord bei Frauen in den ersten zehn Jahren nach dem Kriege (Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Medizinischen Doktorwürde an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1933).

Wien-konkret.at, Die Geschichte der „alten“ Kronenzeitung, Gründung, online unter <<http://www.wien-konkret.at/wirtschaft/printmedien/1/die-geschichte-der-alten-kronenzeitung/die-gruendung/>>, 12.6.2010.

Wirthensohn, Beate, Trautes Heim – Glück allein. Über das Verschwinden der Dienstmädchen im Zeitalter der Hausfrau. In: Monika Bernold et. al., Familie: Arbeitsplatz oder Ort des Glücks? (Historische Schnitte ins Private, Wien 1990) 81-104.

8.4. Abstract

Die Diplomarbeit geht den Fragen nach, welches Wissen im Diskurs über die suizidgefährdete Gruppe der Hausgehilfinnen sowohl produziert als auch repräsentiert und welche soziale Wirklichkeit damit erzeugt wurde. Der analysierte Zeitraum erstreckt sich von 1925 bis 1933/1934 und wurde deswegen ausgewählt, weil in diesen Jahren sowohl die Republik Österreich als auch die Stadt Wien, auf die das Augenmerk gelegt wurde, enorm hohe Suizid- und Suizidversuchsraten hatten. Eine besonders gefährdete Gruppe waren die Wiener Hausgehilfinnen, da jeder vierte Suizid und Suizidversuch einer Frau in Wien auf eine Hausgehilfin entfiel. Als Analysemethode dient eine „Historische Diskursanalyse“ nach den Empfehlungen Achim Landwehrs. Den Analysekörper bilden drei Tageszeitungen (Illustrierte Kronen-Zeitung, Kleines Blatt, Deutschösterreichische Tageszeitung), drei Hausgehilfinnen-Zeitschriften (Einigkeit/Die Hausangestellte, Wir vom Haushalt, Die Hausgehilfin), eine Frauenzeitschrift (Die Unzufriedene), die Suizidstatistiken und drei wissenschaftliche Abhandlungen zum Thema Suizid. Die Quellen wurden nach dem Prinzip einer möglichst breiten politischen Streuung und dem der Selbstartikulation der Hausgehilfinnen ausgewählt. Im Zuge des Analyseprozesses wurden die Quellen hinsichtlich ihrer Kontexte, sowie ihrer Makro- und Mikrostrukturen untersucht, um zu sehen wie Aussagen und Signifikate produziert und repräsentiert wurden. Es wurde ein besonderes Augenmerk auf die sich regelmäßig wiederholenden Aussagen und ihre Kontexte gelegt, um damit die Erkenntnisgrundlagen sowie den common sense der betroffenen Gesellschaft aufdecken zu können. Die wichtigsten Themen im Diskurs waren die Aussagen der Suizidstatistiken, die Suche nach „dem“ Suizidmotiv, die Interpretation dieses Motivs und welche Maßnahmen Suizide verhindern könnten. Der Diskurs operiert auf den Wissensbeständen, dass eine suizidale Handlung eine negative Verhaltensweise darstellt und dass die SuizidentInnen mit ihrer Handlung den generellen Wert des menschlichen Lebens in Frage stellen. Der Diskurs ist darüber hinaus von der Frage nach der Freiheit oder Unfreiheit menschlichen Handelns geprägt und wer die Verantwortung für eine suizidale Handlung zu tragen hat, das Individuum oder die Gesellschaft? Während von den bürgerlichen Kräften versucht wurde der „Selbstmordepidemie“ unter den Hausgehilfinnen durch eine Beschwörung der Vorzüge des alten patriarchalen Dienstverhältnisses und durch eine Unterdrückung des Diskurses herzuwerden, verlegten sich die sozialdemokratischen Kräfte darauf, eine Kausalität zwischen suizidaler Handlung und wirtschaftlicher/sozialer Not herzustellen, um so ein Druckmittel zur Einforderung von Verbesserungen für die Hausgehilfinnen in der Hand zu haben.

8.5. Curriculum vitae

Name

Ing. Michaela Maria Hintermayr, geb. 1980 in Oberösterreich

Bisherige Laufbahn

2006 bis 2010 Studium der Geschichte an der Universität Wien (A 312)

Schwerpunkte Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (24 SSt.) sowie Cultural Studies (24 SSt.)

2006 Verleihung des Ingenieurtitels

2003 bis 2006 Print Producerin im größten Magazinverlag Österreichs

2001 bis 2002 Ausbildung zur Qualitätsmanagerin bei der Österreichischen Vereinigung für Qualitätssicherung

2000 bis 2002 College für Druck- und Medientechnik, Wien XIV. Diplom mit ausgezeichnetem Erfolg

2000 Matura mit ausgezeichnetem Erfolg an der Höheren Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe Ried/Innkreis (OÖ)